

**ZEITSCHRIFT
FÜR
DICHTUNG**

Akzente

dem Inhalt:

atistische Literatur Lateinamerikas
querra · Cortázar · Paz

ichte von Hans Arp,
iram Menzel, Benno Schubert

hlungen von Herbert Heckmann, Rein-
l Lettau, Wolfgang Maier, V. O. Stomps

r Weiß:
große Traum des Briefträgers Cheval

5/1960
Oktober

Hanser
München

AKZENTE

Herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

HEFT 5 • OKTOBER 1960

JOHANN FISCHART • Von des Gargantua Jugendübung	38
HANS ARP • Sechs Gedichte	38

AKZENTE STELLEN VOR

DIE PHANTASTISCHE LITERATUR IN SÜDAMERIKA	
EDITH ARON • Einleitung	39
MARTA MOSQUERA • Die vierte Erinnerung	39
MARTA MOSQUERA • Das Labyrinth des Narciso Trejo	40
JULIO CORTAZAR • Axolotl	41
JULIO CORTAZAR • Die Geschichten der Cronopien und Famen	41
OCTAVIO PAZ • Mein Leben mit der Welle	41
GÜNTER GRASS • Die Erstgeburt	43
REINHARD LETTAU • Einladung zu Sommergewittern	43
BENNO SCHUBERT • Drei Gedichte	43
WOLFRAM MENZEL • Gedichte 1957	44
WOLFGANG MAIER • Gedicht	44
WOLFGANG MAIER • Die Hauptreise	44
V. O. STOMPS • Babylonische Freiheit	45
HERBERT HECKMANN • Anfänge einer Weltreise	46
PETER WEISS • Der große Traum des Briefträgers Cheval	46
Anmerkungen	48



JOHANN FISCHART
VON DES GARGANTUA JUGENDÜBUNG

SEIN ZÄN steifft, wetzt und spitzt er mit negeln, Holtzsolen, Pantoffelholtz, dem topff, mit eim Niderländischen Nonne... fäschet sein händ inn der Suppen, malt die Wend mit dem Muß, strelt sich mit dem Glaß, saß zwischen zwen Stülen nider, neben den schemel mit seim zarten ärßlin auff den harten boden, deckt sich mit eim be- hissenen Sack, wischt sich mit treck, tranck weil er die suppen aß, wie ein anderer närrischer Schwab, steckt alles ins Maul, reicht vil eher die linck dann die recht: ... er dautzt jederman, wolt nit A. sagen, auff aß er nicht müß B. sagen, stammelt im betten, aber sehr fertig fluchet und schalt es ungestammelt, trehet daß Hütlein herumb, wurf daß Hütlein in die luft nach dem Weißen, aß daß Fleisch ohn Brot, griff an heissen Brei, verbrent die Finger im Liecht, biß und lachet, lachet und biß: hett zwen böse Zän, der ein aß gern Weißbrot, der ander Lebkuchen: war fromm, biß nieman im schlaff, küßt die Rhut, doch nit gern, spie oft ins Becken, forcht den Kemmetfeger, den Hude- tump, und den Mann mit dem Sack, forcht man steck ihn wie der Mönch den Käß darein, schiss vor feißte, thet ins Bett und bestrich sich damit im Antlitz, seicht gegen der Sonnen, wind unnd wand das Kumpelin, saugte am Leilachzipffel, verbarg sich im Wasser vor dem Regen, zucket den Kopff und stieß in ans brett, schlug nach der hand unnd traf die Wand, schlug unnd bauet im kalten, blieb in die kalt Milch, traumet krauß im hollen... spannt daß Roß hinder den Wagen, aß die Lebkuchenleut, haßt den Schulsack wie schön er gemalt war, gleich wie die Meidlin ungern spinnen, wie hüpsch man auch die Kunkeln mal, geiget auff den Nußschalen, pfiß auff eim Stecken, trieg hinter dem Ofen, hett die windeln am gesäß kleben, war naß hinter den Oren, daß Hembd lag im neher als der Rock, ... ließ Nacht und Tag werden, beschlug die Häuschrecken, macht der Lauß Steltzen, macht Schiff auß Papir, bawet Muckenhäußlin, unnd blieb sie selbst umb.

HANS ARP · GEDICHTE
WILLKOMMEN WILLKOMMEN

SIE SUCHEN das Reich des großen Lichtes.
Sie kommen von weit her.
Sie zogen durch das Nabelreich.
Sie zogen durch das Schnurrbartreich.
Sie ziehen lachend und weinend
weinend und lachend weiter.
Sie ziehen durch das Reich
der purpurnen Ibis
die purpurne Bisse um Bisse beißen.
Sie ziehen durch das Land der munteren Türme
wo sich Türme auf Türme türmen.
Sie ziehen durch das Reich der Weckeruhren
die wie besessen rasseln und wecken
weil sie vieltausend Jahre altes Mumienfleisch
aus dem Schlafe wecken sollen.
Sie ziehen durch das Land der Süßmäulerinnen
an denen sie Leckermäulern nicht unähnlich
ausschweifend lecken und lecken.
Sie ziehen durch das Reich Mobiloil
mit den dreizehn Seufzerbrücken
munteren Lärmapparaten
und synthetischen heiterhellen Tagen.
Sie ziehen durch das Reich der Vogelscheuchen
die schmatzend leere Torfbecher ausschlürfen.
Sie ziehen durch das Reich der Schleiergeister
die gegen ein kleines Trinkgeld
sich entschleiern
und zähnefletschend ihre Reize darbieten.
Sie ziehen lachend weinend
weinend lachend weiter.
Sie suchen das Reich des großen Lichtes.
Sie weinen über das Lustige

und lachen über das Traurige.
Sie weinen über das Traurige
und lachen über das Lustige.
Sie haben keine Regel
über das Lachen und Weinen aufgestellt.
Endlich kommen sie in das Reich
des Tropfens Todsicher und des Funkens Stockdunkel
die in strenger Pflichterfüllung
einen kleinen Käfig bewachen
in dem eine kleine Klappertaube
und eine kleine Turtelschlange schlafen.
Sie wollen bereits weiterziehen
als der Tropfen Todsicher
und der Funke Stockdunkel
sie gemeinsam folgendermaßen begrüßen:
»Willkommen willkommen
ihr suchenden Erdensöhne.
Ihr seid auf dem rechten Weg.
Das nächste Reich
ist das Reich der hurtigen Eier.
Es ist sehr lang
aber nur hundert Schritte breit.
Falls ihr euch unbedingt
der eine auf die Schultern des anderen
stellen wollt
kann der Oberste sowohl als der Unterste
das große Tor sehen
das zum großen Lichte führt.
Das glaubten die Erdensöhne
da sie es schon ohnedies sahen
und sie lachten und weinten so
daß nicht nur die Echos miteinstimmten
sondern auch der Tropfen Todsicher
der Funke Stockdunkel
und alle hurtigen Eier.
Und das große Tor ging auf.

1954

ER HAT die mechanisierten Brüste
in den April geschickt.

Er hat dem feisten Schlafenden die wärmende Decke
und dem frierenden Hund das Halsband abgenommen
den frierenden Hund mit der wärmenden Decke zugedeckt
und dem Feisten als er zu frieren beginnt
das Hundehalsband angelegt.

Er hat das Ding aus Ruß und Rauch
mit ein wenig Mehlbrei in der Mitte gebildet.
Er hat den Turmuhren seines Heimatlandes
die zwölf Stundenzahlen
durch zwölf martialische Schnurrbärte ersetzt.

Er hat Männer die sich zum Beruf
der Ammen hingezogen fühlten
mit ledernen Brüsten versehen
und ihnen das Reifezeugnis ausgestellt.

Er hat dem Meer mit tönernen Füßen
Mut zugesprochen.

Er hat bei mir kilometerlange
Monumente aus Wolken bestellt
und sofort bezahlt.

Er hat einem mittelalterlichen Gespenst
mit einem lebenden Hut
das unerlöst wegen seines fehlenden Kopfes
verzweifelt geisterte
einen Kopf geschenkt
der wegen seines fehlenden Körpers
unerlöst gegeistert hatte.

1959

PLEASE FASTEN YOUR SEAT-BELT

W O ist wo?
Where is where?

Wer ist wer?

Who is who?

Wer ist er?

Was ist er?

Wo ist er?

Ist er Schaum?

Ist er Spuk?

Hat er einen Schnurrbart
aus zwei Propellerflügeln?

Oder ist er eine Gabel
die in dem Bodenlosen gabelt?

Hat er einen Nabel aus schwarzer Luft?

Warum sitzt er

quallige Tinten gurgelnd

über einem erstklassigen Felde der Ehre?

Wo ist wo?

Where is where?

Wer ist er?

Was ist er?

Er möchte sich nun endgültig entbinden.

Es stürzt es stürzt.

Soll es denn stürzen

so bitte mit dem Sturz an sich.

Please fasten your seat-belt!

1959

DIE FERNE winkt und entzückt die Sinne.
 Er fragt sich seilspringend wer er sei.
 Er fragt sich woher er springe.
 Er fragt sich wohin er springe.
 Er fragt sich was er sei.
 Ein Schnurrbart eine Nabelflasche eine arabische Acht?
 Was wird auf der nächsten Seite zu lesen sein?
 Vielleicht bin ich morgen
 ein Hündchen aus Pferdefleisch
 und sehr traurig ohne höhere Sendung zu sein
 als die Luft anzubellen.
 Vielleicht bin ich morgen
 eine Handvoll knetbarer Erde
 und werde von Hans Arp zu Amphoren mit Ohren geformt.
 Wissen Sie es schon?
 Hans Arp nimmt Nachhilfestunden im Modellieren
 bei wirklichen Engeln.
 Die Welt ist schön
 trotz grunzender Überschweine.
 Wohin fliege ich?
 Nach Atalien Etalien Otalien Utalien
 oder fliege ich nach Italien?
 Lasse ich mir eine Kiste voll Ipunkte vorausschicken.
 Vielleicht wird ein Bolivar aus mir
 und ich tue darum gut
 Pfade die in die Freiheit führen sorgfältig abzulösen
 und sie zu Knäuel aufzuwickeln
 für den Fall daß ich einmal
 in einem finsternen Turme schmachten sollte.
 Wie wandelbar ist die Erscheinung.
 Wie schnell kommt die Finsternis.
 Ich will Blumen erschaffen aus Licht und wieder Licht
 und in der unendlichen Einsamkeit schweben und blühen.

O du lieber Gott was sind das für Geschichten.
Ich will mich aber zuvor ein wenig verpuppen und ausruhen.

1960

SONDERN SITZEN BLEIBEN

DER LEHRER ist stumm.
Sein Bart kommt und geht.
Ein Schüler will das Ziel der Klasse nicht erreichen
sondern sitzen bleiben
und träumen und träumen.
Blumenfahnen umgeben ihn mit süßem Duft.
Seinen Spazierstock aus Glas in der Hand
scheint er für immer tief erwacht zu träumen.
Ein schneeweißes Schloß um das andere
steigt in ihm auf.
Der Lehrer ist stumm.
Sein Bart kommt und geht.
Ein zweiter Schüler
will das Ziel der Klasse nicht erreichen
sondern sitzen bleiben
und träumen und träumen.
Ein Echo hat sich in einem Weiler eingenistet:
»Warum liest man nie
von Engeln in den Zeitungen?«
Ist die letzte Rose auf der armen Erde verwelkt?
Der Lehrer ist stumm.
Sein Bart kommt und geht.
Vier weitere Schüler
wollen das Ziel der Klasse nicht erreichen
sondern sitzen bleiben

und träumen und träumen.
Sie sprechen schön im Sprechchor
nicht zu laut aber deutlich:
»Ihr schwefelgelben Giftschurkengurken
Giftgurkenschurken!
Wir möchten Euch gern gemütlich
mit Traumzerwurzler Traumzerpurzler anreden.
Das können wir aber nicht.
Ihr habt uns das Urmuschelhaus versaut.
Ihr seid das Schwarz das immer schwärzer wird.
Euer Mond ist ein Fladen von Löwenmist.
Das einzige was Euch zu tun übrig bleibt ist
in die hintere untere Mündung hinein
und aus der vorderen oberen Mündung
nach Diplomatenart wieder hinauszuschlüpfen.
Der Lehrer ist stumm.
Sein Bart kommt und geht.

1960

DER GLÜHENDE STUMMEL

Ein Mann namens Mann sucht einen Mann namens Mann.
Der Mann namens Mann findet nach längerem Suchen
einen Mann namens Mann.
Dieser Mann namens Mann den unser Mann gefunden hat
ist jedoch nicht der Mann den unser Mann sucht.
Der Mann den unser Mann gefunden hat
ist ein Mann der ebenfalls Mann heißt
und einen Mann sucht der ebenfalls Mann heißt
ihn schließlich zu finden glaubt
der aber ebenfalls nicht der rechte Mann ist
sondern auch ein Mann der Mann heißt
und einen Mann sucht der Mann heißt und so fort...
Obwohl alle diese Männer Männer finden die Mann heißen
sind es dennoch nicht die rechten Männer die sie suchen.
Diese Männer sagen sich nun mit Recht
daß sie so nie an ihr Ziel gelangen werden.
Diese Männer die alle einen Mann suchen namens Mann
kommen nun überein sich einer hinter den anderen zu stellen
um diesen Knäuel zu entwirren
auf daß jeder seinen Mann namens Mann endlich finde.
Zu allem Elend ist es noch dazu ein heißes trockenes Jahr.
Unsere Männer namens Mann stehen ernst hintereinander
wie es sich für Männer namens Mann gehört.
Sie stehen da wie es sich für rechte Männer namens Mann gehört
auf einem Bein dem sogenannten Standbein
und das andere Bein das sogenannte Spielbein leicht vorgestellt
und rauchen und stehen und trocknen
und rauchen und stehen und trocknen.
Sie trocknen und trocknen und fangen an wie Laub zu rascheln.
Ein Mann namens Mann läßt seinen glühenden Zigarrenstummel
unvorsichtiger Weise in die Tasche seines Vordermannes
eines besonders trockenen Vordermannes fallen
der sofort Feuer fängt und lichterloh zu brennen anfängt.

Alle diese rechten und ordentlichen Männer rauchen ungestört weiter
und denken nur an ihren Mann namens Mann.
Für ihre Treue und Ordentlichkeit werden sie aber schlecht belohnt.
Der glühende Stummel hat nicht umsonst geglüht.
Alle Männer stehen auf einmal in Flammen.
Die Feuersbrunst der leider vergeblich suchenden
allzu trocken gewordenen Männer namens Mann
ist so radikal durchgreifend
daß nicht ein Mann von den Männern namens Mann
lebendig übrig bleibt.
Wo aber ist der gesuchte Mann namens Mann?

1960

Die AKZENTE haben Edith Aron gebeten, südamerikanische Erzählkunst, die in Deutschland unbekannt ist, zu übersetzen und mit einer Einleitung zu versehen. Gleichsam als Vorboten brachten die AKZENTE in ihrem Heft 4 bereits die Erzählung »Ende des Spiels« von Julio Cortázar. Biographische und bibliographische Notizen zu den hier vorgestellten Autoren befinden sich in den Anmerkungen dieses Hefies.

DIE PHANTASTISCHE LITERATUR IN LATEINAMERIKA

VON 1930 an läßt sich in Lateinamerika eine besondere Vorliebe für das, was man mangels eines besseren Ausdrucks »phantastische Literatur« nennen könnte, feststellen. Roman und Theater eignen sich im allgemeinen nicht für reine Fiktion, während die Form der Erzählung sich dieser wachsenden Forderung in der Literatur gut anpaßt. Ein Phänomen, das in Europa und Nordamerika seit der deutschen und englischen Romantik wahrnehmbar wurde und das wir vor allem bei Edgar Allan Poe finden, wiederholt sich heute in Südamerika: die Erzählung beherrscht allmählich alle Formen der phantastischen Literatur.

Es lassen sich zwei Gründe nennen, warum die beiden letzten Generationen südamerikanischer Schriftsteller diese Erzählungsart vorziehen. Der erste Grund ist ein negativer; er liegt in dem müde gewordenen Realismus des Jahrhunderts, in der nunmehr einschläfernden statt »sozial revolutionierenden Literatur« mit humanitären Zielen und Schilderungen der Massen. Der zweite und positive Grund liegt in der wachsenden Notwendigkeit für den Schriftsteller, sich um eine reichere Realität zu bemühen, um Möglichkeiten, in denen das »Phantastische« für den Leser eine Erweiterung der Realität bedeutet, die nicht weniger möglich ist, als die uns wahrnehmbare Umgebung. Mit anderen Worten, man schreibt phantastische Erzählungen aus ähnlichen Gründen, die einst die Forscher bewegten, Unerforschtes auf

der Erde zu erforschen. Diese Schriftsteller organisieren ›Safaris‹ ins Unbekannte, und obwohl sie gleichzeitig die Forschung und das zu Erforschende erfinden, steht hinter dieser Fiktion die Unruhe, immer mehr kennen zu lernen und durch diese Kenntnis immer mehr zu sein.

Wahrscheinlich ist die Zone des Rio de la Plata – Argentinien und Uruguay – die an phantastischer Literatur reichste. Es sind Länder, die noch keine Geschichte haben. In ihrer jetzigen Gestalt kaum einige Jahrhunderte alt, zeichnen sie sich hier und da durch kurzlebigen Glanz von Schlachten aus, und ihre Schriftsteller sind nicht wie die europäischen an eine reiche Tradition gebunden, die ihre Wertmaßstäbe und ihren Geschmack orientiert. Ein Uruguayer oder ein Argentinier kann sich den Luxus leisten, seine Mythen zu wählen oder zu erfinden. Nach einigen romantischen Generationen à la Victor Hugo und einigen realistischen à la Zola zeigt sich eine wachsende Vorliebe für die Fiktion englischen Ursprungs. Horacio Quiroga, der den Anstoß zur phantastischen Literatur gab, ist noch vom Maupassant des ›*Le Horla*‹ beeinflusst; die Schriftsteller jedoch, die ihm folgten, bevorzugten die angelsächsischen und germanischen Fiktionen, die subtiler und bohrender sind. Diese Linie wurde in bewunderungswürdiger Weise von dem Meister dieser Art, dem Argentinier Jorge Luis Borges fortgesetzt, dessen Ruhm sich von Südamerika bis nach Frankreich und jetzt auch bis nach Deutschland verbreitet hat. In die gleiche Linie – mit extremen Varianten – gehören auch andere argentinische Erzähler wie Julio Cortázar, Adolfo Bioy Casares und Marta Mosquera. Andererseits aber hat der französische *Surrealismus* eine zweite, sehr wichtige Gruppe am Rio de la Plata beeinflusst, Erzähler wie den Uruguayer Felisberto Hernandez und den Argentinier David Almirón; in Mexiko verraten Texte von Octavio Paz, José Arreola und Carlos Fuentes die unerschöpfliche Kraft dieser Richtung. Eigenartige Texte von fast proustischer Introspektion schreibt in Cuba José Lezama Lima, auf dessen Leidenenschaften und Antrieben der Schatten von Raymond Roussel zu liegen scheint; vor allem aber hat Franz Kafka einen großen Teil der Erzähler des Rio de la Plata beeinflusst.

Diese Aufzählung von Schriftstellern ist unvollkommen; ihre Namen werden dem deutschen Leser nicht viel verraten. Darum ziehen wir es vor, diesen kurzen Aufsatz mit einigen Erwägungen der Zusam-

menschau zu beenden. Viele südamerikanische Schriftsteller glauben nicht an die zweifelhaften Vorteile, einem »jungen« Lande anzugehören, und sie haben sich in wenigen Jahren von der Naivität und der uneingeschränkten Bewunderung, sowie von dem Widerstand um des Widerstandes willen (wie von gewissen Ekzemen, die die Jugend begleiten) selbst geheilt. Ihre Vorliebe für die Fiktion beweist ihren Freiheitswillen, der es ablehnt, sich auf einen geographischen, historischen oder ästhetischen Meridian zu beschränken. Unfreiwillige Erben der abendländischen Tradition, wählen sie deren höchstes und freiestes Niveau, das der reinen Erfindung, in der Vision, Poesie und Humor eine spirituelle Welt voller Zauber und Abenteuer bilden. Vielleicht ist der interessanteste Zug dieser Schriftsteller die Fähigkeit, nationale Themen zu verwenden – die des alltäglichen Realismus und Lokalismus inbegriffen –, um sie in einem weiteren Horizont, der verborgene Zonen der Psychologie und der Sensibilität berührt, neu zu schaffen und dadurch universellen Wert zu erreichen. Man kann sich schlecht vorstellen, daß ein Deutscher für eine abbildende Erzählung aus Venezuela oder Peru sehr viel Interesse zeigt; dient jedoch die Szenerie dem Rahmen einer phantastischen Episode, so kann dieser Leser völlig in die Welt des Autors eindringen.

Wie die Musik oder die Malerei, so ermöglicht die phantastische Erzählung eine Verbindung über alle Grenzen; denn sie berührt Zonen der Seele, in denen Ideen und Sprachen, die oft die Menschen unerbittlich voneinander trennen, von einer lebendigen Universalität durchpulst werden, so daß wir alle eine dunkle, aber unleugbare Bruderschaft erkennen.

E. A.

MARTA MOSQUERA · DIE VIERTE ERINNERUNG

Aus dem Spanischen

Vor ungefähr drei Wochen brachte mir ein Freund Aufzeichnungen eines Belgiers namens Georges van Helz. Ich fand sie so interessant, daß ich sie übersetzte und hiermit der Öffentlichkeit vorlege. Ich selbst bin ein einfacher Lehrer und liebe es, in meiner Freizeit in meiner kleinen

Bibliothek zusetzen, die aus hundertzwanzig Büchern besteht, und über Büchern und Manuskripten zu brüten.

Das nun sind die Erinnerungen des Belgiers:

Brügge, Oktober 1948.

Mein Leben als belgischer Bürger ist nun beendet. Ich bin in Brügge geboren... Ein belgisches Kriegsgericht hat mich soeben zum Tode verurteilt. Ich glaube aber, daß die Zeit sich meiner erinnern und mir die Unsterblichkeit schenken wird. In hundert Jahren werde ich als Held von meinen Mitbürgern gefeiert werden. Jetzt aber muß ich mich versteckt halten – im Glauben an die vollkommenen Türme von Brügge werde ich mich der Justiz nicht ausliefern. Ich bin ein Held. Ich habe mich selbst nie verraten, und dafür lobe ich mich. Ich bin tapfer, und niemand kann mir eine Schuld nachweisen.

Mit 27 Jahren haben wenig Menschen eine Geschichte. Wenn ich aber meine Vergangenheit betrachte, finde ich eine reiche, mutige Existenz, die mir allein angehört. Ich kann schon jetzt von meinen Erinnerungen leben. Unter allen 27jährigen Belgiern bin ich der Aktivste.

Mein Leben war nicht dem Denken gewidmet. Meine Ideen kenne ich kaum. Wie der größte Teil der Menschen denke ich wenig. Die Zeit setzt sich für mich zusammen aus einer Folge von Tagen und Nächten. Ich sehe meine Vergangenheit genau vor mir. Sie ist meine absolute Wahrheit. Sie ist alles, was ich jetzt bin. Alles was ich erlebt habe, hat mich geformt und lebt weiter in meinem Gedächtnis. Hinter meiner Stirn, hinter dieser einfachen Wölbung, bin ich, Georges van Helz, und mein Dasein ist weiter nichts als meine Vergangenheit. Meine Gegenwart besteht nur aus meinem Namen: Georges van Helz. Und meine Zukunft? Sie wird nur aus dem Suchen und Erfassen meiner Vergangenheit bestehen. In meinem Gedächtnis formen meine Tage und Nächte eine Zeichnung von Licht und Schatten.

Morgen werde ich mich nach der südlichen Halbkugel einschiffen. Ich werde den Sternenhimmel von Brügge und meine graue und goldene Stadt nicht vergessen. Ich seh sie immer noch vor mir, von meinem Fenster aus, hinter der rosa Wand von Saint-Sauveur. Sie gleicht dem Herbst. Der Himmel von Brügge wird immer zwischen mir und

dem neuen Himmel sein, und ich werde das Kreuz des Südens nicht sehen können.

Bis heute habe ich mich nie allein gefühlt; ich glaube nicht an die Einsamkeit. Vielleicht liegt es daran, daß ich die Gegenwart nicht empfinde. Die Einsamkeit ist eine Erfindung der Mystiker und der Dichter. Der einzige religiöse Wert, an den ich glaube, ist die Tat.

Ich fühle mich nicht verlassen; denn meine Vergangenheit ist so real, mein Heldentum ist so absolut wahrhaftig, daß meine einzige Angst nur das Vergessen ist. Ich weiß, daß ich immer ein Held bleiben werde. Ich bin der tapferste Belgier in diesem Jahrhundert. Meine Tat schenkte mir meine Freiheit. Wenn ich morgens erwache, denke ich als erstes an mich. Es gefällt mir, mich der Vergangenheit lächelnd zu erinnern und sie im Bild des zitternden Schattens eines Gitters auf dem Straßenpflaster wieder zu gewinnen. Ich lächle, wenn ich mich in diesem Bild des Hell-Dunkels betrachte.

Ich sehe mich, Georges van Helz, noch einmal in einer alten Straße in Brügge. Es war in meiner Kindheit: Ich lief, denn ich wollte die rosa Wand der Saint-Saveur erreichen. Ich mußte mich vor Jef verstecken. Wir spielten, er lief hinter mir her und überholte mich jedesmal. Das stimmte mich traurig; ich fühlte mich als Jef's Sklave. Ich fragte mich: warum ich immer vor ihm fliehen mußte. Bei jedem Erwachen am Morgen entschloß ich mich, endlich einmal selbst der Verfolger zu sein, doch nie kam es dazu. Lange Zeit änderte sich nichts an diesem Spiel. Ich war inzwischen müde geworden, müde vom Warten, müde, mich immer an der gewohnten Wand ergeben, mich besiegt anlehnen und Jef den Triumph überlassen zu müssen.

Eines Morgens, beim Erwachen, war mir plötzlich klar, daß mich von nun an nichts mehr besiegen könnte. Die Sonne weckte mich, obgleich ich eigentlich weiter schlafen wollte. Ich mußte also die offengebliebenen Fensterläden schließen. Vom Schlaf benommen stand ich auf, aber der Fensterladen gab meinem Druck nicht nach. Ich sagte, auf die Zähne beißend: »Ich werde diesmal nicht aufgeben«, und wirklich, mit einer kleinen Anstrengung überwand ich die Schwierigkeit. Später, beim Einschlafen, träumte ich den Traum weiter, den das Sonnenlicht unterbrochen hatte, ich träumte, daß ich tapfer war.

Jetzt, viele Jahre später, weiß ich es, der Wille weiter zu träumen half mir damals Herr jenes Ladens zu werden. In meinem Traum ließ

ich mich von Jef verfolgen, aber die rosa Wand war nicht mehr da und es gab kein Hindernis um mich aufzuhalten. Ich empfand ein gewisses Glücksgefühl darüber, daß mich nichts zurückhalten konnte und ich mich nicht aufzugeben brauchte. Ich begriff, daß es herrlich war, unbesiegbar zu sein. Und ich empfand es als noch schöner, sich von dem Verfolger einfach abwenden zu können und von den Vorteilen des Zufalls zu profitieren.

Bis zu jenem Tag hatte man mich immer besiegt. Nun mußte dem Scheitern meiner Spiele ein Ende gemacht werden. An diesem Morgen wußte ich, daß mich nichts mehr zurückhalten konnte. Ich bog um, als ich bei der Wand ankam und rannte in die Kirche hinein. Jef war verwirrt und vergrößerte den Abstand. Er fühlte sich hintergangen.

Es war das erstmal, daß ich nicht dem Plan unseres Spieles folgte. Ich lief hinein in das weite Innere der Kathedrale. Die grauen Bogen und die Orgel erzitterten bei meiner unschlüssigen Rennerei, und ein Echo erstreckte sich entlang den Pfeilern. Jef konnte mich nicht mehr erreichen; ich hatte beschlossen, daß er mich nie mehr erreichen sollte. Ich kam zum Glockenturm. Wenn ich jetzt anhielt, dann würde Jef mich wieder besiegen. Der Turm war sehr hoch, aber ich war trotzdem entschlossen hinaufzusteigen. Den feuchten Geruch der Treppe und des Glockenstuhles bemerkte ich kaum. Es war eine angenehme Kühle da, die mich erfrischte und beim Hinaufsteigen gleichzeitig neu belebte. Jef kam immer hinter mir her. Zweimal schrie er mir zu: »Ich werde Dich schon einholen!« Ich beschleunigte meine Schritte und erreichte den letzten Absatz. Jef war schon sehr nahe. Ich konnte mich nur retten, indem ich mich an das Glockenseil hängte und mich zur anderen Seite hinüberschwang. Während ich den Strick ergriff und die Glocke läutete, dachte ich mir: wenn Jef mich noch weiter verfolgt, so wird er bestimmt auch nach dem Seil greifen und im selben Moment werde ich es ihm entreißen. Ohne Zweifel wird er dann hinunter fallen. Und weil er gutgläubig ist, wird er denken, daß all dies zu unserem Spiel gehört.

Alles geschah, wie ich es mir ausgedacht hatte. Jef glaubte, es sei alles Spiel, und in einem Spiel könne der Tod nicht mitmachen. Vielleicht dachte er sogar, daß ich mich irrte, weil das Schlagen der Glocken mich betäube.

Ich schaute von oben zu: Er fiel hinab und verschwand zeitweilig unter dem Strick, der über seinem Körper baumelte. Während er fiel,

wurde sein Bild immer dunkler, Jef existierte für mich von diesem Augenblick an nicht mehr.

Jetzt wußte ich, daß ich Jef zerstört hatte, daß ich ihn besiegt hatte. Ich erinnere mich, daß er mir noch zurief, als ich mich ihm unten näherte: »Aber wir haben doch nur gespielt...« Als man mich verhörte, sagte ich: »Aber wir haben doch nur gespielt.«

Von da an hatte ich Erfolg. Nichts konnte mir mehr Schrecken oder Angst einflößen. Ich erlebte die Folgen meiner Tapferkeit.

Dann arbeitete ich mit Carol in der Flugzeugfabrik. Während wir an unserem Projekt zeichneten, sagte Carol öfters: »Ich möchte, daß wir ein Flugzeug bauen, mit dem wir von oben aus unser Brügge sehen können.« Wir arbeiteten acht Jahre lang daran, auch noch, als der zweite Weltkrieg ausbrach. Carols Vater lehrte uns die Flugzeuge lieben. Er war ein Kriegsbeschädigter von 1914. Alle seine Brüder waren gestorben. Carols Vater war der einzige Überlebende, und sein Glaube und die Möglichkeit seiner Rache lagen in den künftigen Luftkräften. Carol glaubte an das Flugzeug, das wir zeichneten, sein Vater an die Rache, und ich an den Heroismus.

Carol und ich hatten dieselben Träume. Ich fühlte mich als sein Freund. Manchmal glaubte ich, daß das, was uns verband, der Wunsch war, etwas zu bauen, das mir helfen würde, noch tapferer zu sein. Wir arbeiteten sehr viel, um das richtige Gleichgewicht der Maschine herauszufinden. Wir fanden, was wir suchten, und es war ein großer Triumph, unser Flugzeug wirklich selbst erbaut zu haben. Wir wollten Brügge, die Türme von Saint-Saveur von unserer Maschine aus betrachten.

Der Vater Carols war der Glückliche. Während er uns zum Flughafen begleitete, sagte er: »Auf irgendeine Weise habe ich mich nun gerächt.«

Wir stiegen auf; wir waren froh. Carol steuerte, und ich konnte nur seinen Nacken sehen. Wir beschauten uns lange die Stadt, in der wir geboren waren. Wir sprachen nicht, das Geräusch des Propellers klang in meinen Ohren wie Glockenläuten. Der Turm von Saint-Saveur war sehr nahe und sah aus wie eine rosa Grotte. Ich erinnerte mich, wie Carol mir plötzlich seine Hand entgegenstreckte. Fehlzündungen im Motor verrieten einen Schaden. Ich begriff, daß Carol mich um Hilfe bat. Im Flugzeug brach Feuer aus. Das Feuer griff nach Carols Beinen.

Wenn ich ihm meine Hand gereicht hätte, um ihm beim Abspringen zu helfen, dann hätte ich mich nicht mehr retten können. Ich mußte also einen Grund erfinden, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen, ich mußte rasch handeln und durfte nicht zweifeln. Mein Leben gehörte mir und ich konnte Carol nicht helfen. Dieser Gedanke war so rasch wie das Feuer auf den Beinen meines Freundes.

Ich konnte nicht einfach ignorieren, daß Carol mich um Hilfe bat; aber ich zwang mich zu denken, daß er mir befohlen habe, mich zu retten. Ich warf mich in die Luft. Während der Fallschirm sich öffnete, umhüllten die Flammen Carol, der schrie, so wie Jef beim Fallen geschrien hatte. Der Propeller sumnte weiter sein metallisches Geräusch, wie eine Glocke, die sehr nahe ist.

Ich hatte mich gerettet; ich kam nach Carol auf der Erde an. Mein Fallschirm landete ganz langsam, und so konnte ich den Glockenturm von Saint-Sauveur sehr deutlich sehen.

Ich fühlte mich tapfer und besonnen. Man lobte meinen Gleichmut und mein Verantwortungsgefühl. Als man mich über meinen ungeschickten Freund Carol ausfragte, antwortete ich: »Er war schwach, er hatte Angst, sich in die Luft zu werfen.«

Meine dritte Erinnerung – eine andere Lichtstelle in der Gitterzeichnung meiner Vergangenheit – bestätigte wieder, daß ich immer überlebte: Wir waren vier Kameraden, die ihre Sportbegeisterung mit in den Krieg hinübergerettet hatten. Wir waren Flieger. Wir mochten uns gerne, weil wir in der gleichen Situation waren und gleiche Erlebnisse hatten. Alles war uns gemeinsam. Wir waren nur verschiedener Meinung, wenn wir von unseren Feinden sprachen. Dies geschah, wenn wir zu analysieren begannen, aber das taten wir nicht oft. Ich war seit einem Jahr in der deutschen Luftwaffe. Unter meinen vierzig Kameraden war ich der einzige Belgier. Mein Land war sozusagen neutral. Ich fühlte mich in meinem Flugzeug wie ein Sportsmann, der mit Leichtigkeit eine Stadt zerstören konnte, indem er nur einen Hebel zu drücken brauchte. Bei jedem Luftangriff fühlte ich mich wie der Besitzer der Stadt, die ich zerstörte. Aber ich konnte mir kein vergossenes Blut vorstellen. Ich dachte wohl an den Krieg wie alle meine Kameraden, aber doch mit einem Unterschied. Ein Feind war für mich wie der andere. Selbstverständlich hatte ich ein rein sportliches Konzept vom Kampf. Ich suchte nicht die Zerstörung, sondern den

Triumph. Ich wußte, daß ich tapfer war. Jeder Triumph verwandelte mich in einen Sieger, der den Besiegten unbekannt blieb. So erlebte ich mit meinen deutschen Freunden den zweiten Weltkrieg. Ich war der beste ausländische Flieger in der Legion, und meine Kameraden pflegten mich vor jedem neuen Einsatz zu umarmen.

Eines Morgens wurde gemeldet, daß wir an dem Angriff auf Stalingrad teilnehmen sollten. Wir hatten Befehl, ein Nachbardorf der Stadt zu besetzen. Ich erinnere mich, daß wir Angst hatten. Wir wußten, daß über die Hälfte von uns sterben würde. Doch ich lachte, da ich den Namen des Ortes, den ich vernichten sollte, nicht kannte. Ich beschaute eitel meine Hände und empfand dabei denselben Stolz, den Künstler haben, wenn sie sich vom Schicksal auserwählt fühlen. Ich war glücklich und vertraute auf mein Heldentum. Ich wußte, daß ich über den Tod triumphieren würde. Mein Kampf war anonym. Ich wußte nicht, warum ich tötete, ich wollte nur als Überlebender mich weiter behaupten können. Aus diesem Gedanken heraus wurde mein Heroismus geboren; dies war seine wahre Größe. Es reizte mich, in einem von meinen Kameraden gehaßten Dorf kämpfen zu müssen. Es lag etwas Verbotenes darin, das mir heimlichen Spaß machte. Von diesem Standpunkt aus plante und baute ich mir meine künftige Glorie schon im voraus auf. Zu all dem kam auch in diesem Fall wieder das besondere Empfinden, eine Stadt zu zerstören, die man nicht kannte, die man nicht liebte, die man nicht haßte...

Wie alle anderen Tage begann jener Morgen, an dem ich, Georges van Helz, noch einmal als Überlebender zurückkehren sollte. Wir stiegen zu einem sehr kalten Himmel auf. Ich kannte das Geheimnis des Himmels. Carol hatte mich einst gelehrt, daß man beim Absprung in einem kalten Himmel erst in eine für den Körper erträgliche Atmosphäre gelangen mußte, ehe man den Fallschirm öffnen durfte. Die Mutprobe unter solchen Umständen bestand darin, sich tausende von Metern tief fallen zu lassen ohne den Fallschirm zu öffnen. Langsam mit geöffnetem Fallschirm hinunterzuschweifen bedeutete mit ziemlicher Sicherheit Tod durch Erfrieren. Wir alle kannten dies Geheimnis. Aber meine Kameraden wußten sich unfähig, ihre Körper in der Einsamkeit des Raumes Tausende von Metern fallen zu lassen, bis sie die notwendige Atmosphäre erreicht hatten. Als wir aufstiegen, war mir klar, daß sie alle dem Tode ausgeliefert waren. Wir schauten uns an, bevor wir

uns trennten. Wir hatten alle helle Augen. Viele glaubten in meinem Lächeln ein bißchen Hoffnung zu finden, doch ich verachtete sie, weil ich spürte, daß sie alle feige waren.

Noch einmal war ich der Held. Ich wußte immer zu den sichersten Plätzen am Himmel zu gelangen. Ich konnte meine Kameraden von einem wärmeren Stück Himmel aus beobachten. Sie kamen erfroren unten an; einige von ihnen hatten die toten Augen noch offen. Alle sind sie im Raum erfroren, gestorben alle... Ich kam auf der Erde an und habe den Befehl in meinem Namen allein, im Namen des Helden Georges van Helz ausgeführt...

Flughafen der Provinz Córdoba, Argentinien, 1952.

Ich wurde also Flüchtling. Ich mußte so handeln, da ich keine der mir zugeschriebenen Verfehlungen anerkennen konnte. Ich glaubte an meine Vorbestimmung und bestand auf dem Leben. Während der Überfahrt auf dem Atlantischen Ozean wurde mir klar, daß alle Menschen, die mich umgaben, nur vergessen wollten; ich, im Gegenteil, wollte mich nur erinnern. Meine Flucht war wie die aller Flüchtlinge; ich glaubte an die Zukunft. Ich wußte mich als Flüchtling und durfte gleichzeitig mein Land, obwohl ich es aufgab, nicht vergessen. Ich war voller Erinnerungen. Ich dachte an mich und lächelte vor mich hin. Mein Gesicht war immer noch dasselbe. Ich habe die Bestätigung in allen Spiegeln, in allen Kristallen, in allen schwarzen Marmortafeln gelesen.

Die neue Stadt lag vor mir, und in der Dämmerung jenes Abends lag sie da wie ein großes, weißes Labyrinth. Unter dem rosa-grünen Himmel und den Sternen des Südens sah ich ihre neuen, weißen Türme. Doch immer noch bewegte mich die Erinnerung an meine Stadt Brücke.

Nun stand ich wieder vor einer neuen Eroberung. Das Schiff sollte am Abend anlegen. Ich war der erste und einzige Passagier, der von Bord ging. Alle anderen Passagiere warteten bis zum nächsten Morgen. Sie wußten, daß sie am Kai niemand erwartete. Ich stieg hinab und konnte mit meinem Schritt die silberne und feuchte Nacht ausmessen. Ich ging der Stadt zu. Das Schiff blieb verankert hinter meinem Rücken und wurde immer dunkler. Ich war jetzt schon außerhalb des Ha-

fens. In wenigen Minuten mußte ich mich gegenüber von Türen, Menschen und unbekannten Straßen befinden. Ich ging eine Weile vor mich hin und schaute in den Rio de la Plata. Die Stadt war überaus groß; während es dunkelte, spürte ich sie sehr nahe. Ein Wachmann stempelte mir den Paß, ich sah deutlich das Datum: zweiter November neunzehnhundertachtundvierzig. Gleichzeitig hörte ich den jungen Ton einer Glocke, die neun Uhr schlug, und mir zu verstehen gab, daß ich in einer Stadt Amerikas war. Von jenem Moment an begann die Zeit anders, langsamer zu verrinnen. Es war, als ob die Vergangenheit mir sehr nah wäre.

Ich hatte mich vom Hafen entfernt und sah das Schiff nur noch zwischen Nebeln gegen den schwarzen Himmel. Die Dinge nahmen eine Langsamkeit und Weite an, die mir fremd war. Es war, als ob das Spiel nun aus wäre. Die Straßen verliefen langsam unter meinem Schritt; ihre Langsamkeit verband sich mit ihrer Ruhe. Die weißen Wände, die streng zum Himmel stiegen, schimmerten rosa, und ich konnte ihre Höhe mit meinem Arm ermessen. Die südlichen Blumen malten Schatten auf die Mauern. Ich ging ohne Richtung, die Dunkelheit wurde dichter. Die Landschaft überraschte mich, alles war mir unbekannt. Die Straßen schienen mir kurz, und doch vergrößerten sie sich unter meinem Schritt. Gegenüber dem Park, der Plaza, wurde die Stille immer merkwürdiger; ich möchte sagen, daß sie einem Schrei ähnelte.

Mir zur Linken vermischte sich der Geruch der Erde mit dem des Jasmin. Ein großer, dunkler Magnolienbaum stand zwischen einem Friedhof und der Nacht. Ich bog links ein. Ich sah, daß die unbepflasterte Straße breiter wurde. Ich konnte ihren Namen entziffern; sie hieß Chavango.

Die Straße lief in einen Stapelplatz aus, der sich bis zu dem Kloster erstreckte. Auf dem Platz fand ich Wagenspuren. Sie verwirrten mich; denn sie paßten nicht zu all dem Langsamen, das sich so hinzog. Manchmal spiegelte sich der Himmel in der Klarheit einer Wasserlache. Der Fluß war noch nah. In dieser endlosen Langsamkeit wußte ich mich einsam und schicksallos. Ich konnte mir keine Zukunft vorstellen. Und doch spürte ich mich in der Gegenwart. Daß diese Gegenwart nun das Schicksal und die Zukunft Georges van Helz sein sollten, erfüllte mich mit dem seltsamen Empfinden, als ob alles, was geschehen sollte, schon

geschehen wäre. Alles schien ein Werk der unbeschreiblichen, unberechtigten Langsamkeit dieser Landschaft.

Dicht an der Häusermauer verstrickten sich die Schatten der Akazien mit denen anderer südländischer Bäume. Auf der anderen Seite wechselten die Zweige und Schatten von Trauerweiden, Feigen und Lorbeerbäumen. Lange Zeit ging ich verloren in diesen Straßen, ich ging und ging. Die Schlingpflanzen rochen nach Erde. Eine zitternde Laterne erschien in den Straßenmündungen. An zwei Straßenecken las ich den Namen Chavango, eines der Schilder war rot. So hieß also die erste Straße, die ich kennen lernte.

Ich spürte meine Einsamkeit und dachte an die Pampa. Ich bildete mir ein, daß die Pampa unter meinen Schritten schlug. Ich stellte mir weite Dimensionen vor, unendliche Entfernungen, in denen auf einmal alle Häuser verschwunden waren wie eine große Illusion. Später verwandelte sich die Landschaft in trübe Dunkelheit. Ich fühlte mich vergessen.

Dicht an der Mauer, da, wo der Schatten sich hinzog, bis er an den Bäumen hängen blieb, wo die helle und scharfe Klarheit des Staudammes die Ruhe unterbrach, sah ich plötzlich zwei Männer, deren Schritte durch den Staub gedämpft waren. Der Staudamm schluckte das Wasser eines langsamen, schwarzen Baches auf. Ich hielt an und versteckte mich hinter den Bäumen. Die beiden Männer liefen nebeneinander, und doch konnte man einen gewissen Abstand erraten. Ich sah, daß der Größere einen Hut mit Krempe trug. Die Wasserreflexe beleuchteten die Gesichter. Die beiden spazierten um den Bach herum, als wollten sie etwas verstecken. Das Geräusch der Wassermühle schluckte ihre Worte auf. Der Kleinere von den beiden spielte mit einem Messer, das wie der Staudamm glänzte. Sie kamen immer näher, ihre Worte waren so gut zu hören, als wären wir alle drei in einem kleinen dunklen Raum. Ich sah die beiden vor mir wie durch ein Fenster. Der Größere erklärte, sie dürften sich nicht streiten, da sie aus demselben Stadtviertel seien. Er erinnerte den Kleinen an ihre jahrelange Freundschaft und daß sie doch zusammen in Feuerland gelebt hätten. Sie stritten lange. Der Kleinere, der mit dem Messer spielte, war eifersüchtig auf die Mordtaten seines Freundes. Es ging dabei um Zahlen. Der Größere wollte aus Freundschaft nicht kämpfen. Er trug die Hände in seinen Taschen geballt. Sein weißes Halstuch spielte im Wind wie

die Wellen, die der Staudamm aufwarf. Er hatte viermal getötet, und der andere, der das Messer trug, nur dreimal. Sie sprachen viel über Mut. Als sie über die Brücke gingen, konnte ich sie deutlich sehen. Der Ältere der beiden, der die Hände in den Taschen trug, der viele Tote auf dem Gewissen hatte, der aus Freundschaft nicht kämpfen wollte, ließ den Jüngeren voran gehen. Im selben Moment zog er seine rechte Hand aus der Hosentasche und griff nach einem Gegenstand in seinem schwarzen Gürtel. Der andere, der kämpfen wollte, der das Messer bereit in der Hand trug, der zuerst die schmale Brücke betrat, der drei Tode verschuldet hatte, der eifersüchtig war, schrie auf, während er zum Staudamm hinunter rutschte: »Mit der Tapferkeit hast Du nichts zu tun«. Ein Strudel dicken Wassers verschlang ihn. In der Mitte des Strudels sah ich ein kleines silbernes Blinken. Ich hörte die Glocken des Kirchturms, und der Strudel sah aus wie ein Propeller. Dann rückte der Mann, der getötet hatte, sich sein Halstuch zurecht, seinen rechten Arm drückte er eng an seinen Körper. Als er näher kam, konnte ich deutlich sein Gesicht sehen. Wir sahen uns an und waren überrascht. Wir erschauerten, es war, als ob wir uns von je her kannten. Ich zitterte am ganzen Körper. Ich erkannte meine Züge, mein Gesicht. Er entfernte sich, noch sein Schatten war dem meinen ähnlich.

Nach jenem Ereignis fühlte ich mich ganz allein. Meine Einsamkeit entschleierte sich. Sie erklärte mir auch meine Zukunft. Seit ich den Mann, der drei Menschen getötet hatte, der über die Schulter erstochen worden war, schreien gehört hatte: »Der Tapferkeit siehst DU nicht ähnlich«, begriff ich meinen Fehler. Nun wußte ich mit Bestimmtheit, daß ich in meinem wahren Lande angekommen war; daß ich es erobert hatte, und daß ich es wie so viele Menschen von der anderen Hemisphäre aus gesucht hatte.

Es war inzwischen Tag geworden, und ich suchte mir ein Hotel. Das Langsame war nicht mehr. Ich begegnete sehr vielen Menschen. Der Himmel stand nun zwischen Wolkenkratzern. Die Wände waren nicht mehr abzusehen, die Straßen nicht mehr weich, wie in der Dunkelheit. Die Menschen liefen mit Sicherheit. Niemand wurde verfolgt. Niemand sprach von der Tapferkeit. Ich ging in die Stadt hinein, mich ihr ganz hingebend, als wünschte ich von ihr umarmt zu werden. Ich suchte einen Zufluchtsort. Ich ging hinter vielen Menschen her, die mir ähnlich waren. Wir alle waren Feiglinge, die vielleicht an die Er-

lösung glaubten. Wir alle waren ferne Unbekannte, die nie zu jemandem gut und zärtlich sein konnten. Und da wußte ich mich gefangen. Ich spürte in mir die absolute Kälte des Verräters.

Ich habe mit der größten Gewissenhaftigkeit die Erinnerungen Georges van Helz übertragen, der bis vor kurzem Chef des Flughafens der Provinz Córdoba war. Er starb vor einigen Tagen durch seinen eigenen Willen und durch seine eigene Waffe.

MARTA MOSQUERA
DAS LABYRINTH DES NARCISO TREJO

Aus dem Spanischen

An einem Sommerabend im Juli, als ich im Café Royal in Saint-Germain des Près saß, sah ich Narciso Trejo, den Argentinier, in Griechenland geboren und in Paris gestorben, zum letzten Mal. Ich sah ihn durch das Fenster. Sein Gesicht wurde durch die Gaslichter und die Neonwellen, die zwischen dem Café und dem Dunkel der Straße leuchteten, erhellt. Drinnen im Café sahen wir Menschen alle aus, als seien wir aus Pappe. Narciso sah anders aus, so, als entfernte er sich vom Leben. Im Schatten konnte man kaum die Narbe zwischen dem Mund und der Mitte seines Gesichtes erkennen. An Sommerabenden war der verschlossene, verlängerte Mund kaum sichtbar, doch an kalten Tagen wurde er violett. Manchmal, im Sommer, wenn Narciso ein Mädchen küßte, wurde die Narbe rötlich.

Narciso sah ich seit jenem Sommerabend nicht mehr, aber im Café Royal habe ich öfters seine Freunde gesehen und auch Ida Gruber, das Mädchen, das ihn zuletzt begleitete. Ich hörte konfusen Diskussionen über das Leben und den Tod Narcisos zu. Diese Dialoge glichen einer literarischen Argumentation, die von gewissenlosen Schriftstellern geführt wurde.

Narciso Trejo war im Zimmer seines Hotels, das er seit längerer Zeit bewohnte, erstochen worden. An einem Sonnabend im August, nach dem Mittagessen. An der Leiche waren keine sonstigen Gewaltspuren zu entdecken. Alles, was man vermuten konnte, war, daß Narciso kampfflos gestorben war.

Das Zimmermädchen des Hotels entdeckte die Leiche zwei Tage nach dem Verbrechen. Sie sagte aus, sie habe Narciso erdolcht mitten im Zimmer aufgefunden. Die Decke aus Catamarca, mit den violetten und orangenen Streifen, lag wie immer über dem Bett, und die Sonne drang über graue Mauern, dunkle Schornsteine, durch einen viereckigen Hof, an spazierenden Katzen, halbschlafenden Tauben vorbei in das Zimmer ein. Sie ließ das Linoleum im Zimmer aufglänzen, und die Unbeweglichkeit der Gegenstände wirkte beunruhigend. Die Bücher, die Biskuitpäckchen, ein Stück rosa Seife, die Zahnpasta, ein Wandschirm, das Waschbecken, der Stuhl: alle diese Dinge, die das Zimmer Narcisos bestimmten, sahen nach dem Tod so aus, als seien sie nie berührt worden. Das Blut war auf dem Fußboden geronnen und schon fast von dem Wachs aufgesogen. Hätte ein Kind auf der Diele jenes Zimmers gespielt, hätte es entdeckt, daß dieser Flecken wie ein trüber Spiegel aussah, wie ein im Winter angelaufenes Fenster, wie ein bereiftes Autodach nach einer Winternacht, und es hätte nicht widerstehen können, mit dem Finger eine Zeichnung darin zu machen.

Narciso war im Alter von vier Jahren mit seiner Mutter nach Buenos Aires gekommen; sie war gekommen, um einen gewissen Trejo, den Vater Narcisos, zu suchen, der nach einem heroischen Kampf mit den Türken sein Land verlassen hatte und mit anderen Männern seiner Generation von Griechenland emigriert war.

Während einiger Wochen lebten Narciso und seine Mutter in einer Pension in der Rivadaviastraße und suchten nach Trejo, von dem sie seit Jahren keine Nachricht mehr hatten. Dort erfuhren sie von einer Griechin, die auf dem Abastomarkt arbeitete, daß jener Trejo schon nicht mehr in Buenos Aires war, daß er in Misiones arbeitete und in einem Dorf nahe der brasilianischen Grenze mit einer Eingeborenen lebte. Während einiger Zeit fühlten sich Trejos desorientiert, so, als wären sie nun für immer verloren und stünden außerhalb des Lebens. Später fanden sie dann einige Freunde, und eine andere Griechin vermietete ihnen ein Zimmer in einem Haus, das mitten im Abasto stand, mit dunklen Höfen, mit Kletterreben, südlichen Blumen, langsamen Sommern und hellen Nachmittagen. Und dort, inmitten des Abastomarktes, wuchs Narciso auf. Während der ersten Jahre schien es ihm, als bestünde Buenos Aires nur aus diesem Markt, der von der Pampa und dem Rio de la Plata eingeschlossen war.

Dort, in Gesellschaft seiner Mutter und des kreolischen Fischers Morobio, einem vertrauenswürdigen Mann aus der Provinz Entre Rios, der zu Rozas Zeiten in den Schlachthöfen gearbeitet hatte und in seinem Blut die Tradition der Schlächter trug, verbrachte Narciso seine erste Jugend.

Vielleicht geschah es aus Müdigkeit, Einsamkeit, Armut, daß die Mutter Narcisos Morobio heiratete. Nach dem ersten Jahr besserten sich die Verhältnisse; man zog in ein Zimmer mit Fenstern auf die Straße.

Von jener Zeit an nahm Narciso am Leben des Marktes teil. In seiner Erinnerung wurde der Abastomarkt zu einem sauer riechenden, dunklen Keller, wo er gelernt hatte, sich vor dem weißen Licht des Sommers in Buenos Aires zu verstecken, und wo er entdeckt hatte, daß das Leben ein unerbittlicher Vorgang ist, etwas wie eine dunkle Gewohnheit.

Es war schwer für ihn, sich genau an seine Vergangenheit zu erinnern; alles war so konfus zwischen Freundesgesichtern, Liebschaften und Racheakten; wie ein langer Traum, in dem er spürte, daß er heranwuchs. Eigentlich erinnerte er sich nur an einen Streit auf dem Markt, bei dem es um den Mut ging. Damals, an jenem Abend, als die Messer gezückt wurden, begriff er, was eigentlich Mut bedeutet. Auf der Erde sitzend, sah er die Szene genau vor sich. Die Gesichter bildeten einen Kreis gegen die Nacht und den Himmel. Seit jener Zeit schien ihm der Himmel wie ein tiefes, undurchsichtiges Loch. In diesem Loch sah er die Murra-Spieler*, die Hände verkrampft wie Sternzacken; sie sahen aus wie zwei blaue Kampfhähne. Beim Zuschauen verspürte Narciso keine Angst; schließlich war Morobio ja tapfer... Morobio starb wie ein Held. Niemand wußte, warum gerade er sterben mußte. Vielleicht, so sagte sich Narciso, wechselt der Tod während des Kampfes den Platz.

Andere Male dachte Narciso an einen Karnevalssonntag zurück und an einen Zank zwischen Straßenjungen, um ein Mädchen zu verteidigen. An jenem Nachmittag hatte man ihm das Gesicht mit einem Flaschenglas zerschnitten. Später schienen ihm dann alle Erinnerungen unnütz; sie machten ihn nur noch trauriger, so, als lebte er in einem

* Murra ist ein populäres Spiel in Argentinien, bei dem die Spieler die Hände auf dem Rücken verstecken, damit der Rivale die Zahl der ausgestreckten Finger errät.

byrinth, das wie eine enorme, klebrige und perverse Frucht größer und größer wird.

1949 starb Narcisos Mutter. Nachdem Narciso den Stand im Abastomarkt verkauft hatte, begann er zu reisen. Zuerst fuhr er monatelang in den Innern des Landes umher. Als er wieder in Buenos Aires war, nahm er sich ein Zimmer in einer Pension im südlichen Viertel der Stadt. Dort lernte er ein Mädchen kennen, das er aber bald wieder vergaß. Zu jener Zeit begann Narciso in einem Heft Straßen, Ecken, Bäume und Höfe, die er im Abasto gesehen hatte, zu zeichnen. Er zeichnete diese Dinge mit chinesischer Tusche, doch war es so, als zeichnete er sie, um sie zu vergessen. Und je mehr er zeichnete, um so einsamer fühlte er sich. Manchmal, beim Mondanschauen, hatte er Lust zu weinen und zu lachen.

Einige Jahre wohnte er in dieser Pension und studierte eifrig Bücher über den Marxismus. Zwischen Eintopfgerichten und Braten begriff er dunkel das Verdienst der Utopien.

Am Anfang 1950 kam Narciso in Europa an. Er ließ sich in Paris nieder, in einem Hotel in Saint-Germain des Près. In jenem Hotel lernte er einige Südamerikaner kennen. Ein Junge aus Panama nahm ihn mit in ein Café unweit der Place Blanche, damit er André Breton kennen lerne. In einem langgezogenen Café der Place Pigalle begann Narciso sich als ›Surrealist‹ zu fühlen. Dort begriff er, daß in Südamerika die Dinge improvisiert sind, daß alle so leben, als wären sie der Fatalität ausgeliefert, und daß die Aktion immer mit dem Zufall verbunden ist. Narciso wurde Freund der ›Gruppe‹, die für André Breton schwärmte, die Anhänger mehr des surrealistischen Manifestes, und verbrachte mehrere Nächte sich verzehrend in den Cafés, wo er seinem Enthusiasmus, der aus der Poesie des Lebens stammte, zum Sterben verhalf.

Und so vergingen mehrere Monate, während seine Schwärmereien wechselten und er wieder Zuflucht bei der Lektüre von Marx fand. Er glaubte an den Kommunismus, so wie die Sklaven einmal an das Christentum geglaubt haben, und lieferte sich dieser magischen Formel aus wie ein Alchemist. Er dachte, als Zeitgenosse müsse man Communist sein, und ahnte, daß Marx der letzte große Romantiker gewesen war. Langsam löste er sich wieder von der surrealistischen Gruppe und näherte sich Leuten, die das Café Mabillon besuchten. Dort lernte er einige emigrierte Spanier kennen und befreundete sich

mit Leuten »aus der Partei«. Narciso machte sich in Saint-Germain des Près durch seine Ignoranz und seine Naivität einen Namen.

1951 fuhr Narciso mit dem Friedenskongreß nach Prag. Er sprach danach von Warschau mit Enthusiasmus und Traurigkeit und beschrieb das Ghetto so, als wolle er diesen Alpdruck vergessen. Mit dieser Erinnerung mischten sich Strohsessel und Höfe, die nahe dem Abastomarkt lagen. Es war als ob Narciso in der Erinnerung begriff, daß alle Viertel, in denen er gelebt hatte, die gleichen waren. Vielleicht geschah alles in einem unendlich großen Aquarium. Innerhalb dieser Erinnerung und dieses Aquariums vermischten sich alle seine Erinnerungen und waren manchmal so nahe wie einzelne durchsichtige Fische, die einander streiften. Seine alten vergangenen Liebschaften verwandelten sich in eine lange, verführerische Umarmung von Frauen, um abschließend neben ihnen zu verstummen.

Er, der einst ein simpler Junge aus dem Abasto war, der es einst gewagt hatte, Sterne und Monde auf Obstkisten zu malen, sah die Welt jetzt leer und war von der Sinnlosigkeit der Dinge überzeugt. Die Zeit schwand ihm schneller dahin und er lebte sie weniger intensiv als in seiner Vergangenheit. Es war so, daß jede Erfahrung, wenn sie in sein Gedächtnis eintrat, hell und klar wie ein Traum wurde. Auch Ida Gruber, das Mädchen, mit dem er, umschlungen, manchmal eingeschlafen war, trat in dieses alltägliche und durchsichtige Delirium ein. Zu jener Zeit begann Narciso sich wie ein Phantast unter dem Mond zu fühlen. Da er sich um fühlte er sich von der Wirklichkeit getrennt. Es war, als sei das Leben für ihn ein fertiges Spiel. Ohne größere Leidenschaft war er der Fatalität ausgeliefert. Ganze Nachmittage und nächtelang flanierte er an den Seineufern entlang und verlor sich in dunklen und alten Straßen, die ihm noch mehr halfen, sich unwirklich zu fühlen. Anderen Male ging er während langer Stunden in den »Halles« umher und dachte an den Abastomarkt. Dann erinnerte er sich ungenau an vergangene und ferne Zeiten und blieb bis zum Morgengrauen aus, – so, als suchte er auf irgendeine Art ein Stück seiner Sehnsucht zu erreichen, und als suche er in diesem Gehenlassen und Ausgeliefertsein an den Zufall, den Tod. Als sei der Tod Narcisos Sehnsucht geworden. Und unbewußt suchte er ihn auch; er wartete heimlich auf einen Feind, der ihm den Tod versprach. Und so schleppte sich Narciso Trejo durch die Nächte, suchte Streit, an den niemand glaubte. Seine Aggressivität und sein

Herausforderungen machten ihn zum Streitlustigsten des Viertels; noch niemand glaubte an seinen Mut, niemand glaubte, daß er wahrhaftig sterben wolle. Manchmal stieß er mit seinem Rivalen zusammen, und manchmal, in einer Sinnestäuschung, vergnügte ihn der Gedanke, daß er endlich seinen Mörder gefunden habe; dann stellte er sich sein Gesicht vor, und wiederholte mit Vergnügen den Schwur: «Dich bring ich um!»

Und so vergingen noch einige Wochen, und Narciso begann wieder die Straßen des Abasto zu malen. Er fand vergessene Ecken wieder, alte Strafenlandschaften und irgendeine dunkle, schwüle Bar, die ihm half, den Tod zu denken.

Voller Angst, jedoch glücklich zugleich, ließ Narciso seine Verzweiflung wie ein Betäubter wachsen und strich durch die Nächte, als wolle er das Ende der Straßen und der Dunkelheit erreichen. Müde setzte er sich manchmal in ein Café, schaute starr auf einen einzigen Punkt, den er dann leicht vergaß, und als es Morgen wurde, fand er sich küssend mit irgend einer Unbekannten wieder. Die Stadt um ihn wurde ein Labyrinth; er empfand sie wie eine verlassene Stadt. Die Straßen von Paris verwechselte er während seiner Spaziergänge mit anderen, und es waren für ihn dieselben, die er damals in dem Abasto auf die Obstweiden gemalt hatte. Und doch wußte Narciso, daß dieses Labyrinth seine Dimensionen wechselte.

Während dieser letzten Zeit hatten seine Freunde ihn verlassen. Als er sich das letztmal mit ihnen unterhielt, hatte er von seinen nächtlichen Angstgefühlen erzählt, daß er morgens wie die zum Tode Verurteilten erwache, wie die Verzweifelten mit dem Mund nach unten, oder wie ein Insekt, das Zuflucht auf der Erde sucht, indem es seinen Leib auf den Boden preßt. Und so verblieb er im goldenen Halbschatten bis mittags. Dann ging er aus, streifte durch die Straßen ohne zu wissen wohin. Die Tage waren symmetrisch und unversöhnlich. Er ging zurück in sein Hotel und wartete in einer Ecke, bis es Nacht wurde. Mit sinnlichem Vergnügen sah er Mördergesichter vor sich, die sofort zu einer neuen Erinnerung wurden. Mit Wollust dachte er an alle möglichen Waffen, zählte in der Dunkelheit bis zum Müdewerden sich Dolche auf, während die Stimmen der Nachbarn, zwischen Geräuschen, die vom Hof herkamen, in einem konfusen, dumpfen Echo erstarben.

Die Verzweiflung Narcisos wuchs wie eine Schlingpflanze zwischen dem aschefarbenen Licht des Mondes. Ein undurchsichtiges Licht drang durch das Fenster und zeichnete Schatten auf das gelbe Papier an den Wänden. Und der Hof wurde in der Finsternis zu einem Echo des Sommerendes. Geräuschvoll wurden die Bestecke wieder in die Schubladen zurückgelegt, nachdem die Menschen gegessen hatten. Narciso hörte, wie die Nachbarn im Nebenzimmer nach Hause kamen. Narciso hatte er sie gesehen, doch wußte er vieles aus ihrem Leben, er wußte auch dieses, was ein Tier vom anderen weiß. Und er kannte ihre Art des Müdewerdens, nachdem sie sich geküßt hatten.

Langsam verspürte Narciso, wie sein Labyrinth sich verkleinerte. Es war, als wäre er nun in einer Schuhschachtel, in einer Zauberlaterne oder in einem verkleinerten Marionettentheater. Die Tage wurden spannungsloser und die Träume tiefer. Narciso konnte seine Träume von seinem Wachsein nicht mehr unterscheiden. Er fühlte sich Buenos Aires näher, und die südlichen Pflanzen in den Höfen spürte er neben sich. Manchmal roch er zwischen parallelen Straßen und unbebauten Boden Zeder. Es konnte ihn nun nichts mehr beunruhigen, eine ungewöhnliche Ruhe überkam ihn. Es war, als sei das Spiel schon gemacht und als könne nichts mehr gesetzt werden...

Samstags ging Narciso, nachdem er in einem Restaurant in seiner Nähe zu Mittag gegessen hatte, wie immer in sein Hotel zurück. Um diese Zeit bedeckte die Sonne den roten Teppich auf der Treppe und das Mädchen aus Zimmer 34 spielte die Platte vom »blauen Engel« von Marlene Dietrich gesungen. Die Platte war alt, doch die Stimme schallte durch das ganze Treppenhaus. Von irgendeiner Uhr zwischen den Fenstern des Hofes schlug es zwei. Ein Schweißtropfen rann Narciso über die Stirn und verlor sich in seiner Narbe. Die Stimme Marlene Dietrichs vermischte sich mit dem Mittagslicht.

Noch einmal stieg Narciso Trejo die Treppen hinauf, und der Sommer und der Hof erhellten kein Labyrinth mehr. Der »blaue Engel« begleitete ihn zum Sterben. Es blieb nichts anderes mehr übrig. Es ging um Narciso nicht um einen Racheakt, und doch mußte er sterben, mit der Narbe im Gesicht... Und er starb, beichtend, daß er bisher nie den Ehrgeiz gekannt habe, sich einer Waffe, die man in der Hand hält, geheimnisvoll verpflichtet zu fühlen.

JULIO CORTAZAR · AXOLOTL

Aus dem Spanischen

Es gab eine Zeit, in der ich viel an die Axolotl dachte. Um sie zu sehen, ging ich oft in das Aquarium des Jardin des Plantes. Dort konnte ich sie stundenlang betrachten, sie in ihrer Unbeweglichkeit beobachten und ihre unbestimmten Gebärden studieren. Jetzt bin ich selbst ein Axolotl.

An einem Frühlingsmorgen, als die Stadt Paris nach dem langen Winter ihr herrliches Pfauenrad schlug, führte mich der Zufall zu ihnen. Ich fuhr den Boulevard Port Royal herunter, an dem Hospital St. Marcel vorbei, sah den grünen Garten und dachte an die Löwen und Panther; das feuchte, dunkle Aquariumsgebäude hatte ich jedoch noch nie betreten. Ich lehnte mein Fahrrad gegen das Gitter und betrachtete zuerst das Tulpenbeet. Die Löwen waren heute häßlich und traurig und mein Panther schlief. So entschloß ich mich, in das Aquarium hineinzugehen, und nachdem mein Blick gleichgültig alltägliche Fische gestreift hatte, erblickte ich plötzlich die Axolotl. Wie angewurzelt blieb ich stehen und starrte sie eine ganze Stunde lang an. Als ich mich endlich wieder entfernte, war ich unfähig, irgend etwas anderes zu denken oder zu tun.

In der Bibliothek Saint-Geneviève schlug ich nach und las in einem Lexikon, daß Axolotl Amphibien mit Kiemen und froschartige Larvenformen sind. Daß sie mexikanischer Herkunft waren, hatte ich schon durch ihre winzigen rosa-aztekischen Gesichtchen erraten. Ich war weiter, daß man dieselbe Art auch in Afrika gefunden habe, und daß sie fähig seien, während der Trockenheitsperioden auf dem Lande zu leben und ihr Leben während der großen Regenzeiten im Wasser fortzusetzen. Ich fand in ihrem spanischen Namen, Axolotl, den Hinweis, daß sie eßbar wären und daß man ihr Öl (es scheint nicht mehr verwendet zu werden) wie Lebertran benutzte.

Ich wollte nicht in Spezialwerken nachschlagen. Am folgenden Tag ging ich wieder in den Jardin des Plantes. Von jetzt an ging ich jeden Morgen hin, manchmal wurde es auch Nachmittag. Bei jedem neuen Billet lächelte der Wärter verlegen. Ich stützte meine Arme auf das die Aquarien umsäumende Eisengeländer und tat nichts weiter, als sie an-

schauen. Daran war nichts Besonderes, denn seit jener ersten Sekunde, als ich sie erblickte, wußte ich, daß etwas unendlich Fernes und Verlorenes uns verband. Jener erste Morgen, als ich vor dem Glasbehälter mit den Wasserblasen stehengeblieben war, hatte mir genügt, um zu wissen. Die Axolotl drängten sich in dem dürftigen und engen (nur ich weiß wie dürftig und eng) Stein- und Moosboden des Aquariums zusammen. Neun waren darin, sie hatten ihren Kopf an das Kristall gepreßt und beobachteten mit ihren goldenen Augen alle, die sich näherten. Bestürzt, fast beschämt, sah ich diesen stillen, unbeweglichen Gestalten auf dem Grund des Aquariums zu. Im Geiste sonderte ich eine Axolotl ab, das sich etwas abseits, mehr rechts von den andern befand, um es genauer zu studieren. Ich sah einen kleinen durchsichtigen roten Körper (der mich an eine zierliche, chinesische Statue aus Milchkristall erinnerte), ähnlich einer kleinen, fünfzehn Zentimeter langen Eidechse in einen sehr feinen, zarten Fischschwanz auslaufend, der den empfindlichsten Teil des Körpers bildete. Über den Rücken lief eine durchsichtige Flosse, die in dem Schwanz endete. Besonders beeindruckten mich die wunderbar feinen Füßchen, mit den winzigen, absolut menschlichen Zehen und Nägeln. Es war nicht die Form, die das Menschliche verriet, doch war es anwesend. Und dann entdeckte ich ihre Augen und ihre Gesichter. Ausdrucksvoll waren nur die Augen, diese durchsichtigen, mit Gold gefüllten Löcher, groß wie Stecknadelköpfe, die leblos schienen und doch alles sahen. Mein Blick durchdrang diese kleinen, goldenen Punkte und verlor sich in ihrem durchsichtig-geheimnisvollen Innern. Ein sehr zarter, schwarzer Hof umflorte die Augen und schrieb sich in das rosa Fleisch hinein, in die fast dreieckige Kopfform, die dennoch rund, wenn auch unregelmäßig war, wie eine kleine, von der Zeit abgenutzte Statue. Der Mund war durch die dreieckige Gesichtsform kaum sichtbar, nur im Profil ließ sich seine nicht unbedeutende Größe erkennen; von vorn sah er aus, als sei ein feiner dünner Einschnitt in dem Axolotl, wie ein Strich in einem Stück Alabaster. Zu beiden Seiten des Kopfes, dort wo man sich die Ohren vorstellt, waren drei rote Zweige wie Korallengewächse, wohl ein vegetativer Auswuchs, – die Kiemen denke ich. Sie allein hatten Leben: alle zehn bis fünfzehn Sekunden richteten sich die Zweige auf und fielen dann wieder zusammen. Ab und zu bewegte sich auch eines der Füßchen; ich sah die feinen Zehen, wie sie sanft auf das Moos traten. W

wegen uns nicht gern, das Aquarium ist so eng. Kaum rührt sich
es unter uns: schon stößt es an den Kopf oder den Schwanz eines
anderen. Schwierigkeiten tauchen auf, Streit und Müdigkeit. Man
verliert die Zeit weniger, wenn man ruhig bleibt.

Es war die Ruhe, die sie ausstrahlten, die mich schon beim ersten Mal
fasciniert hatte. Dunkel konnte ich ihren heimlichen Willen begrei-
fen – Raum und Zeit durch unbewegliche Gleichgültigkeit aufzu-
heben. Später wußte ich es besser: das Einziehen der Kiemen, das Ab-
setzen der Steine durch die feinen Füßchen; daß einzelne unter ihnen
von Zeit zu Zeit umherschwammen, bewies mir, daß sie fähig waren,
diesem stundenlangen Mineralienschlaf zu entfliehen. Ihre Augen je-
doch, ihre Augen waren es, die mich nicht mehr losließen. In den übrige
n Aquarien, gleich neben den ihrem, waren Fische verschiedenster
Art, deren simple Dummheit sich in ihren schönen, unseren so ähn-
lichen Augen zeigte. Die Augen der Axolotl jedoch sprachen von der
Nähe einer inneren Welt, in der man die Dinge anders sieht.
Mein Gesicht an den Kristallbehälter gelehnt – (der Aufseher hustelte
manchmal unruhig) – versuchte ich tiefer in die kleinen goldenen
Augen einzudringen, den Eingang in jene unendlich weite, langsame
Welt, die diese rosa Kreaturen bewohnten, zu finden. Es war unnütz,
mit dem Finger auf ihre Köpfchen an der Glaswand zu klopfen; nie war
eine Reaktion zu bemerken. Die goldenen Augen glühten wei-
ter in ihrem zarten, furchtbaren Licht und schauten mich aus uner-
gründlicher Tiefe an.

Und doch waren sie gleichzeitig so nahe. Ich wußte dies alles, bevor
ich ein Axolotl wurde. Ich wußte es schon an jenem Tag, als ich mich
zu ihnen zum ersten Mal näherte. Der menschenähnliche Ausdruck der
Augen bewies, im Gegensatz zu der allgemeinen Auffassung, welche
Luft uns von ihnen trennt. Aber das absolute Fehlen menschlicher
Ähnlichkeit bei den Axolotl bewies mir, daß mein Wiedererkennen
gültig war, daß ich mich nicht auf oberflächliche Analogien stützte.
Nur die kleinen Hände waren da – aber eine Eidechse hat sie auch und
sieht uns überhaupt nicht ähnlich. Mir scheint, es war der Kopf der
Axolotl, dieses dreieckige rosa Gebilde mit den kleinen, goldenen
Augen. Als ich ihn erblickte, wußte ich es. Er war die Bestätigung. Sie
waren keine Tiere.

Es war verständlich, fast einleuchtend, in der Mythologie zu for-

schen. Ich begann, in den Axolotl eine Metamorphose zu sehen, eine mysteriöse Menschheit, die nicht wegzuleugnen war. Ich stellte sie mir wissend vor, Sklaven ihrer Körper, zu einer unendlichen ewigen Stille und zu verzweifelterm Nachdenken verurteilt. Ihr blinder Blick, aus den so winzigen, ausdruckslosen Goldknöpfchen, der mich doch wieder so wissend und hell wie eine Botschaft durchdrang: »Befreie uns, befreie uns.« Ich überraschte mich, daß ich ihnen Trostworte zusprach, ihnen kindliche Hoffnungen zusprach. Sie sahen mich weit unbeweglich an; doch plötzlich richteten sich dann die kleinen roten Kiemenzweige auf. In dieser Sekunde fühlte ich einen dumpfen Schmerz; vielleicht sahen sie mich, begriffen meine Bemühung, in die Verschllossene ihrer Leben einzudringen. Sie waren keine menschlichen Wesen, doch in keinem Tier hatte ich je eine so tiefe Verbindung mit mir entdeckt. Die Axolotl waren wie Zeugen, Zeugen von etwas Furchtbarem. Ihnen gegenüber kam ich mir niedrig vor; die Reinheit ihrer goldenen, durchsichtigen Augen war eindringlich. Es waren Larven, aber Larve heißt Maske und auch Phantom. Hinter diesen aztekischen Gesichtern, ausdruckslos und doch wieder voller unversöhnlicher Grausamkeit, welches Bild wartete hier auf seine Stunde?

Ich fürchtete mich vor ihnen. Ich glaube, ohne die Nähe anderer Besucher und die des Wärters hätte mir der Mut gefehlt, ihnen weit gegenüberzustehen. »Sie verschlingen sie ja mit den Augen«, sagte mir der Wärter lächelnd, der mich bestimmt nicht für ganz voll nahm. Ich wußte nicht, der Arme, daß sie es waren, die mich langsam mit den Augen ihres goldenen Kannibalismus verschlangen. Auch wenn ich weit von dem Aquarium entfernt war, konnte ich nichts anderes machen als an sie zu denken. Es war so, als ob sie mich selbst aus der Ferne beeinflussten. Jeden Tag mußte ich wieder zu ihnen gehen und nachts sah ich sie unbeweglich in der Dunkelheit vor mir, langsam einen Fuß an den andern setzend. Vielleicht konnten ihre Augen bei Nacht sehen und der Tag verlief für sie ohne deutlich wahrgenommen zu werden. Die Augen der Axolotl haben keine Lider.

Jetzt weiß ich, daß nichts Besonderes geschah, daß dies einfach geschehen mußte. An jenem Morgen, sobald ich mich wieder von neuem über das Aquarium beugte, war das Wiedererkennen gewachsen. Sie litten; jede Faser meines Körpers spürte dieses fürchterliche Leiden, diese unerbittliche Qual. Sie büßten etwas ab, eine ferne, verflossenen

Herrschaft, eine Zeit der Freiheit, in der die Welt den Axolotl gehört hatte. Es war nicht möglich, daß ein so furchtbarer Ausdruck, der manchmal selbst die erzwungene Ausdruckslosigkeit ihrer steinernen Gesichter überstieg, keine Schmerzensbotschaft war, die Bestätigung seiner ewigen Verdammnis, hier in dieser flüssigen Hölle, in der sie mitten. Unnütz war es, daß ich mir beweisen wollte, nur meine eigene Sensibilität sei es, die sich auf das nicht existierende Gewissen der Axolotl projizierte. Nein, wir wußten es jetzt gemeinsam, und es war nichts Besonderes, was nun geschah. Ich hielt mein Gesicht an das Aquariumglas gepreßt, und meine Augen versuchten noch einmal in das Geheimnis dieser fremden, goldenen Augen ohne Pupille und ohne Iris einzudringen. Ganz, ganz nahe sah ich das Gesicht eines Axolotl, direkt vor dem Glas. Ohne Übergang, ohne die geringste Überraschung sah ich mein eigenes Gesicht an das Glas gelehnt; ich sah es von der Innenseite des Aquariums, von der anderen Glasseite aus. Dann entfernte sich mein Gesicht, und ich hatte begriffen.

Nur eins war eigenartig: daß ich weiter wie zuvor dachte, daß ich wußte. Und dieses Wissen war im ersten Augenblick dem Entsetzen gleich, lebendig begraben zu sein und zu seinem Schicksal zu erwachen. Ich sah, wie mein Gesicht sich von außen der Glaswand näherte, sah meinen Mund, dessen Lippen sich durch die Anstrengung, die Axolotl zu verstehen, zusammengepreßt hatten. Nun war ich ein Axolotl und wußte sofort, daß kein Verstehen möglich war. Denn er war jenseits des Aquariums und sein Denken war ein Denken von außen. Da ich ihn kannte und doch derselbe war, befand ich mich als Axolotl in meiner Welt. Der Schrecken kam, ich spürte ihn im gleichen Augenblick, als ich mich in einem Axolotlkörper gefangen wußte. Ich war mit meinem Denken als Mensch hinübergewandert, lebendig in einem Axolotl begraben, verdammt, mich unter empfindungslosen Kreaturen zu bewegen. Doch dieser Schrecken hörte in dem Augenblick auf, als ein Füßchen mir das Gesicht streifte, indem ich mich leicht seitwärts bewegte und bemerkte, wie ein Axolotl mich ansah. Ich wußte, daß dieses Axolotl wußte, auch ohne die Möglichkeit einer Verständigung. Entweder, weil ich in ihm war, oder weil wir alle menschlich dachten, wenn auch unfähig, es auszudrücken; die Grenze ist der goldene Schimmer unserer Augen, die das Gesicht des Mannes ans Aquarium gepreßt, anschauten.

Er kam noch oft, doch jetzt kommt er seltener. Es vergehen Wochen, ohne daß er sich zeigt. Gestern sah ich ihn; er schaute mich lange an und verschwand dann plötzlich. Mir schien, er interessiere sich nicht mehr für uns, er gehorche nur einer Gewohnheit. Da ich nichts anderes tun kann als an ihn denken, so tue ich es oft. Mir scheint, daß wir zu Anfang sehr verbunden waren, daß er unserem Geheimnis, das ihn bedrängte, sehr nahe war. Aber die Brücken zwischen ihm und mir sind abgebrochen, denn das, was ihn so besessen machte, ist jetzt ein Axolotl, fremd seinem Leben als Mensch. Ich glaube, daß ich zu Anfang fähig war, ihn in gewisser Weise zu erreichen – leider jedoch nur in gewisser Weise – und seinen Wunsch, uns besser kennenzulernen, wachhielt. Jetzt bin ich endgültig ein Axolotl, und wenn ich wie ein Mensch denke, dann nur, weil jedes Axolotl in seiner rosa Steintracht wie ein Mensch denkt. Mir schien, daß ich in den ersten Tagen ihm von diesem Denken etwas übermitteln konnte, damals, als ich noch er war. Doch in dieser endgültigen Einsamkeit, in die er nicht mehr zurückkehrt, tröstet mich der Gedanke, daß er vielleicht über uns schreiben wird. In dem Glauben, eine Erzählung zu erfinden, wird er all dies über die Axolotl erzählen.

JULIO CORTAZAR
DIE GESCHICHTEN DER CRONAPIEN UND FAMEN

Eine Auswahl; aus dem Spanischen

Auf Reisen

Wenn die Famen auf Reisen sind und in einer fremden Stadt übernachten, haben sie folgende Gewohnheiten:

Ein Fame geht ins Hotel und erkundigt sich diskret nach den Preisen, der Qualität der Betttücher und nach den Farben der Teppiche. Der zweite Fame begibt sich zur Polizeistation und legt eine Akte an, in der er die Mobilien und Immobilien der drei Famen angibt, sowie den Inhalt ihrer Koffer. Der dritte geht ins Krankenhaus und schreibt die Liste der diensthabenden Ärzte ab, und worauf sie spezialisiert sind.

Nachdem all dies erledigt ist, treffen sich die Reisenden im Stadtzentrum, teilen einander ihre Beobachtungen mit und gehen in ein Café, um den Aperitif zu nehmen. Doch zuvor fassen sie sich an den Händen und tanzen im Kreise. Dieser Tanz hat den Namen: »Famengreude«.

Wenn die Cronopien verreisen, finden sie alle Hotels besetzt, die Züge sind schon abgefahren, es regnet in Strömen, und die Taxis wollen sie nicht mitnehmen, oder berechnen ihnen zu hohe Preise. Die Cronopien sind nicht traurig deswegen und glauben fest, daß diese Dinge allen passieren, und zur Stunde des Schlafes sagen sie zu einander: »Welch schöne Stadt, o welch wunderschöne Stadt.« Und sie träumen die ganze Nacht hindurch, daß es in der Stadt große Feste gäbe und daß sie dazu eingeladen wären. Am nächsten Tag stehen sie sehr froh auf; so reisen die Cronopien.

Die Esperanzen, jene selbhaften Geschöpfe, lassen Dinge und Menschen an sich vorbeitreiben, und sind wie die Statuen, zu denen man hingehen muß; denn sie bemühen sich um nichts.

Aufbewahrung der Erinnerungen

Die Famen haben die Gewohnheit, ihre Souvenirs in folgender Weise einzubalsamieren: Nachdem sie alles genau ausgezeichnet und angeheftet haben, werden sie von Kopf bis Fuß in ein schwarzes Bettuch gewickelt, das sie der Länge nach, mit einem Etikett versehen, in der guten Stube aufstellen, worauf geschrieben steht: »Ausflug nach Versailles« oder »Frank Sinatra.«

Die Cronopien hingegen, diese lauen und unordentlichen Geschöpfe, lassen die Erinnerungen lose zwischen freudigen Ausrufen zu Hause herumliegen, und sie selbst laufen dazwischen umher, und wenn eine rasch vorbeikommt, sind sie sanft und zärtlich zu ihr und sagen: »Tu Dir ja nicht weh« oder auch: »Pass' auf mit den Treppen«. Daher kommt es, daß in den Häusern der Famen alles immer aufgeräumt und ruhig ist, und bei den Cronopien immer Lärm und Türeenschlagen; die Nachbarn beschweren sich öfters über sie, und die Famen nicken verständnisvoll mit dem Kopf dazu, gehen nach Hause und schauen nach, ob alle Etiketten noch am rechten Platze sind.

Ein Fame hatte eine Wanduhr, und jede Woche zog er sie mit
GROSSER VORSICHT AUF. Ein Cronopium kam vorbei, sah es
lachte, ging nach Hause und erfand sich eine Artischockenuhr.

Diese Artischockenuhr des Cronopiums bestand aus einer Arti-
schocke von der großen Sorte, die durch ihren Stiel in einem Loch in
der Wand festgehalten wird. Die unzähligen Blätter dieser Artischocke
zeigen die jetzige Stunde an und alle anderen Stunden, so daß das Crono-
pium nur ein Blatt abzunehmen braucht, und schon weiß es, wie
spät es ist. Weil es sie von links nach rechts abnimmt, zeigen die Blätter
immer die genaue Stunde an, und jeden Tag beginnt das Cronopium
eine neue Blätter-Runde. Als es an das Herz kam, war die Zeit schon
nicht mehr ermeßbar, und in der unendlichen, violetten Rose der
Mitte fand das Cronopium eine große Freude. Daraufhin aß es sie
mit Essig, Öl und Salz und steckte eine neue Uhr in das Loch.

Philanthropie

Die Famen sind Gesten wirklicher Großzügigkeit fähig, zum Bei-
spiel: Ein Fame findet eine arme Esperanze am Fuß einer Kokospalme.
Er hilft ihr auf und fährt sie in seinem Automobil nach Hause, bietet ihr
Kost und Behausung an, bis die Esperanze wieder bei Kräften ist und
neuen Mut geschöpft hat, um die Kokospalme wieder hinaufzuklet-
tern. Der Fame fühlt sich nach dieser guten Tat geschmeichelt, und in
Wirklichkeit ist er auch gut, nur denkt er nicht so weit, daß innerhalb
weniger Tage die Esperanze wieder von der Kokospalme fallen wird.
Und während dann die Esperanze wieder am Fuß der Kokospalme
liegt, sitzt der sich als so guter Mensch fühlende Fame in seinem Klub-
und denkt zufrieden darüber nach, wie er der armen Esperanze gehol-
fen hat, als sie von der Kokospalme gefallen war.

Die Cronopien sind aus Prinzip nicht generös. Sie gehen an den er-
schütterndsten Dingen einfach vorbei, zum Beispiel auch dann, wenn
sie eine arme Esperanze am Randstein sitzen sehen, die darüber jam-
mert, sich nicht allein den Schuh zubinden zu können. Die Cronopien

würdigen sie nicht einmal eines Blickes und sind gerade damit beschäftigt, einen Altweibersommer zu verfolgen. Mit solchen Wesen kann man natürlich nicht zusammen in der Wohltätigkeit arbeiten, und daher kommt es, daß in den philanthropischen Gesellschaften nur Famen die Autoritätspersonen sind. Der Posten der Bibliothekarin ist immer einer Esperanze zugewiesen. Über ihre Ämter helfen die Famen den Cronopien sehr viel.

Sing a Song of Sunshine
oder Die Lieder der Cronopien

Wenn die Cronopien dabei sind, ihre Lieblingslieder zu singen, begeistern sie sich so sehr dabei, daß sie öfters von einem Lastwagen oder einem Radfahrer angerempelt werden, aus dem Fenster fallen, alles verlieren, was sie in den Taschen tragen, und selbst die Zahl der vorübergehenden Tage.

Wenn ein Cronopium singt, kommen die Esperanzen und die Famen herbei, um zuzuhören, auch wenn sie nichts von seiner Gemütsbewegung verstehen und im allgemeinen sich etwas skandalisiert zeigen. Mitten im Gesang hebt das Cronopium seine beiden Ärmchen, als wollte es die Sonne stützen, als würde der Himmel zu einem Tablett und die Sonne zum Haupt Johannes des Täufers und das Lied des Cronopiums zur nackten Salome, die für die Famen und die Esperanzen tanzt. Diese stehen offenen Mundes da und fragen sich, ob der Herr Pfarrer, und die Schicklichkeit...? Aber da sie im Grunde genommen gut sind (die Famen sind gut und die Esperanzen dumm), applaudieren sie schließlich dem Cronopium, das plötzlich erschrocken zu sich kommt, sich umschaut und auch in die Hände klatscht, das Arme.

Unannehmlichkeiten in den Anstalten öffentlichen Rechts

Seht, was geschah, als man den Cronopien vertraute. Kaum war ein Cronopium als Generaldirektor im Rundfunk ernannt, als es sämtliche Übersetzer der Stadt kommen ließ und alle Programmtexte,

Lieder und Propaganda ins Rumänische, eine in Argentinien ziemlich wenig volkstümliche Sprache, übersetzen ließ. Als um sieben Uhr morgens, wie gewöhnlich, die Famen ihre Radios andrehten, um gespannt die Nachrichten und die Anpreisungen von Aspirin und von »aha – spricht er mit Kennermiene, auch Uhu-Line« zu hören, hörten sie sie, aber auf rumänisch, so daß sie nur die Marke des Produktes verstanden. Zutiefst erstaunt über diesen Vorfall, schüttelten sie den Apparat und stellten ihn auf den Kopf, doch alles lief weiter auf rumänisch, sogar der Tango »Heute abend werde ich mich besaufen.« Die Telefonzentrale der Generaldirektion der Radiogesellschaft antwortete dazu auch noch in rumänisch auf alle empörten Reklamationen, wobei eine immer noch größere Konfusion entstand.

Als die Regierung davon in Kenntnis gesetzt wurde, ordnete sie sofort an, das Cronopium wegen Vaterlandsbeleidigung zu erschießen. Aber leider war es so, daß die Soldaten-Gruppe, die dies ausführen sollte, aus Cronopien bestand, und anstatt auf den Ex-Generaldirektor zu schießen, schossen sie auf die versammelte Menge auf der Plaza de Mayo, und sie zielten so genau, daß sie sechs Marineoffiziere und einen Apotheker niederschossen. Eine Famen-Menge umzingelte sofort das Cronopium, das dann auf der Stelle erschossen wurde. Seinen Posten besetzte ein distinguiertter Fame, Autor verschiedener folkloristischer Lieder und eines Essays über die graue Materie. Dieser Fame stellte wieder die Sprache am Rundfunk her, doch hatten die Famen schon das Vertrauen verloren und schalteten ihre Radios nie mehr ein. Viele unter ihnen, die von Natur aus Pessimisten waren, hatten schon rumänische Diktionäre und Handbücher gekauft, um über das Leben des Königs Carol und Madame Lupescu informiert zu sein. Rumänisch wurde nun trotz dem Zorn und dem Ärger der hohen Regierung zur Mode, und zu dem Grabstein des Cronopiums wanderten heimliche Delegationen und ließen ihre Tränen und Visitenkarten zurück, auf denen bedeutende Namen von Bukarest standen, Stadt der Philatelisten und Attentate.

Es ist nicht häufig, daß die Cronopien Kinder haben, aber wenn es so ist, dann verlieren sie völlig den Kopf und es geschehen die außergewöhnlichsten Dinge. Zum Beispiel, hat ein Cronopium einen Sohn, so ist er gleich davon überzeugt, daß er der Blitzableiter der Schönheit sei und daß durch seine Venen die komplette Chemie fließt mit Inseln voller schöner Künste, Poesie und Urbanität. So kommt es, daß das Cronopium, so oft es seinen Sohn sieht, sich zutiefst vor ihm verbeugt und ihn mit Worten voller Respekt und Hochachtung anspricht...

Der Sohn, wie es natürlich ist, haßt den Vater inbrünstig.

Wenn er in das Schulalter kommt, trägt ihn sein Vater in die unterste Klasse ein und das Kind ist sehr glücklich zwischen anderen kleinen Cronopien, Famen und Esperanzen. Aber je näher die Mittagszeit heranrückt, desto unartiger wird es, denn es weiß, am Ausgang wird sein Vater stehen, der, sowie er es erblickt, ihm zuwinkt, herbeieilt und ihm folgendes sagt:

– Recht guten Morgen Cronopium, Cronopium, du bestes und größtes und rosigstes und sauberstes und besterzogenes und fleißigstes der Kinder!

Woraufhin die Junior-Famen und -Esperanzen sich vor Lachen krümmen und sich auf den Randstein niedersetzen; doch das kleine Cronopium hat einen bohrenden Haß auf seinen Vater, und es endet immer damit, daß es ihm zwischen der ersten Kommunion und dem Militärdienst einen schlechten Streich spielt. Aber die Cronopien leiden nicht zu sehr darunter, denn sie wissen, daß auch sie ihre Väter gehaßt haben und es ist beinahe so, daß dieser Haß ein Gleichnis für den Namen der Freiheit oder der weiten Welt ist.

Therapien

Ein Cronopium erhält seinen Dokortitel und eröffnet seine Praxis. Sehr bald kommt ein Kranker und erzählt ihm, wo es ihm überall weh tut, und daß er nachts nicht schlafen kann und bei Tage nichts essen.

– Kaufen Sie einen großen Strauß Rosen – sagt das Cronopium.

Der Kranke zieht sich überrascht zurück, aber er kauft einen Strauß Rosen und wird auf der Stelle gesund. Voller Dankbarkeit kehrt er zu dem Cronopium zurück, und außer dem Honorar, beschenkt er es, delikate Geste, mit einem wundervollen Strauß Rosen. Kaum ist er gegangen, wird das Cronopium krank, es tut ihm überall weh, nachts kann es nicht schlafen, und bei Tage nichts essen.

Das Private und das Universelle

Ein Cronopium hatte sich eines Morgens entschlossen, seine Zähne auf dem Balkon zu putzen, und war gleichzeitig von einer Riesenfreude besessen, die Morgensonne zu sehen und die schönen Wolken, die da am Himmel wanderten. Vor lauter Freude drückte es fest auf die Zahnpastatube, und die Zahnpasta begann in einer langen, rosa Schleife herauszukommen. Es bedeckte seine Zahnbürste mit einem ganzen Berg voller Zahnpasta, doch nachdem es festgestellt hatte, daß noch eine Menge zuviel da war, drückte es die Tube zum Fenster hinaus aus, und ganze Stücke rosa Paste fielen durch den Balkon auf die Straße hinunter, wo sich gerade verschiedene Famen versammelt hatten, um sich über die letzten Neuigkeiten in der Stadt zu unterhalten. Die Stücke rosa Paste fielen auf die Hüte der Famen, während oben das Cronopium sich voller Freude die Zähne putzte. Die Famen waren empört über diese unglaubliche Unbefangenheit des Cronopiums und beschlossen sofort, eine Delegation zu bilden, um augenblicklich dagegen einzuschreiten, worauf die Delegation, aus drei Famen bestehend, in das Haus des Cronopiums hinaufstieg und es in folgender Weise beschimpfte:

– Cronopium, Du hast unsere Hüte beschädigt, dafür wirst Du zahlen müssen.

Und danach mit noch härterer Stimme:

– Cronopium, Du solltest nicht in solcher Weise die Zahnpasta vergeuden !!

Kleben Sie die Briefmarke in die obere rechte Ecke des Umschlags

Ein Fame und ein Cronopium sind gute Freunde und gehen zusammen zur Post, um Briefe an ihre Frauen aufzugeben, die dank der Tüchtigkeit von Thos. Cook & Son. eine Reise durch Norwegen machen. Der Fame klebt seine Briefmarke mit Säuberlichkeit auf und befestigt sie noch einmal mit leichten Faustschlägen, damit sie ja fest sitze. Das Cronopium aber stößt einen schrecklichen Schrei aus, fällt über die Beamten her und erklärt, daß die Briefmarken von äußerst schlechtem Geschmack seien und man es nie zwingen könne, die Briefe an seine Frau mit solchen traurigen Dingen zu prostituieren. Der Fame fühlt sich in seiner Haut recht ungemütlich, weil er seine Briefmarken schon aufgeklebt hat, aber da er ein Freund des Cronopiums ist, möchte er sich solidarisch zeigen und wagt zu sagen, daß tatsächlich das Aussehen der Briefmarke zu zwanzig Centavos etwas vulgär, aber daß die Ein-Peso-Marke von sehr schönem Weinrot sei. Aber nichts davon kann das Cronopium beruhigen, das seinen Brief auf dem Kopf in der Luft herumschwenkt und die Angestellten hart anfährt, die es nur erstaunt angaffern können. Der Chef des Postgebäudes wird gerufen, und innerhalb von zwanzig Sekunden ist das Cronopium auf der Straße mit seinem Brief in der Hand und in tiefster Traurigkeit. Der Fame, der zwischendurch heimlich seinen Brief in den Kasten geworfen hat, will es nun trösten und sagt:

– Es ist ja ein Glück, daß unsere Gattinnen miteinander reisen. In meinem Brief erwähnte ich, daß es Dir gut geht, so wird also Deine Frau durch sie meine Nachricht erhalten.

Löwe und Cronopium

Ein Cronopium geht durch die Wüste und trifft einen Löwen. Folgender Dialog findet statt:

Löwe. – Ich fresse Dich.

Cronopium (sehr aufgeregt aber mit Würde). – Na ja.

Löwe. – O nein, so nicht. Mit Märtyrern will ich nichts zu tun haben. Entweder weine oder kämpfe, eins von beiden. So kann ich Dich nicht fressen. Los, ich warte. Fällt Dir gar nichts ein?

Das Cronopium sagt garnichts, und der Löwe ist ein wenig verlegen darum, bis ihm endlich eine Idee kommt.

Löwe: Gott sei Dank habe ich da einen Dorn in der linken Pfote, der mich sehr stört. Zieh ihn mir heraus, und ich verzeihe Dir.

Das Cronopium zieht den Dorn heraus, und der Löwe brummt im Weitergehen unwillig:

– Danke schön, Androkles.

Kondor und Cronopium

Ein Kondor fällt wie der Blitz auf ein Cronopium, das zu einem Spaziergang in Tinogasta ausgegangen war. Er drängt es an die Granitwand und sagt mit größter Eitelkeit folgendes:

Kondor. – Wehe Dir, zu behaupten, ich sei nicht schön.

Cronopium. – Sie sind der schönste Vogel, den ich je gesehen habe.

Kondor. – Noch mehr.

Cronopium. – Sie sind noch schöner als der Vogel des Paradieses.

Kondor. – Wehe Dir, zu behaupten, ich könnte nicht hoch fliegen.

Cronopium. – Sie fliegen auf schwindelnden Höhen und sind in jeder Hinsicht supersonisch und stratosphärisch.

Kondor. – Wehe Dir, zu behaupten, ich rieche schlecht.

Cronopium. – Sie riechen besser als ein ganzer Liter Kölnisch Wasser Jean-Marie-Farine.

Kondor. – So ein Scheißkerl. Läßt überhaupt keine Stelle frei, um ihm mit dem Schnabel eine reinzuhauen.

Blume und Cronopium *Dem kleinen Prinzen gewidmet*

Ein Cronopium findet eine einsame Blume mitten auf der Wiese. Zuerst will es sie ausreißen, doch dann denkt es, daß es eine unnötige Grausamkeit sei und kniet liebevoll neben ihr nieder und spielt mit ihr, ist zärtlich zu ihren Blättern, haucht sie an, damit sie tanze, summt wie

eine Biene, riecht ihr Parfüm, und schließlich legt es sich zu ihr nieder und schläft mit einem tiefen Friedensgefühl ein.

Die Blume denkt: »Es ist wie eine Blume.«

Schildkröten und Cronopien

Jetzt trägt es sich zu, daß die Schildkröten große Bewunderer der Schnelligkeit sind, was natürlich ist.

Die Esperanzen wissen es, und kümmern sich nicht weiter darum.

Die Famen wissen es, und machen sich darüber lustig.

Die Cronopien wissen es auch, und jedesmal, wenn sie eine Schildkröte treffen, ziehen sie gleich eine Schachtel mit farbiger Kreide aus der Tasche, die sie immer bei sich tragen, und malen auf die runde Tafel der Schildkröte eine Schwalbe.

OCTAVIO PAZ · MEIN LEBEN MIT DER WELLE

Aus dem Spanisch-Mexikanischen

Als ich das Meer verließ, drängte sich eine Welle vor. Sie war schlank und leicht. Trotz dem Geschrei der andern, die sie zurückhalten wollten und an ihrem schwimmenden Kleid zerzten, hängte sie sich ein und kam springend mit mir. Ich wollte sie nicht zurechtweisen, schon um sie nicht vor ihren Kameradinnen zu beschämen. Und dann lähmten mich auch die wütenden Blicke der Älteren. Als wir den Ort erreichten, erklärte ich ihr, daß dies nicht möglich sei, daß das Leben in der Stadt anders sei, als wie sie es sich in ihrer nie-außer-Meer-gewesenen Wellennaivität vorstelle. Sie schaute mich ernst an: Nein, ihr Entschluß war gefaßt. Sie konnte nicht zurück. Ich versuchte, sie zuerst mit Zärtlichkeit, dann mit Strenge und schließlich mit Ironie zu überzeugen. Doch es gelang mir nicht. Sie weinte, sie schrie, wurde zärtlich und drohte. Ich mußte sie um Entschuldigung bitten.

Schon am nächsten Tag sollten meine Sorgen beginnen. Wie konnte ich mit ihr in den Zug steigen, ohne daß uns der Schaffner und die Fahr-

gäste und die Polizei sehen würden? Es gibt zwar keine Vorschriften über den Transport von Wellen in Eisenbahnen, doch war gerade dies ein Zeichen, wie streng man darüber dachte. Nach langem Grübeln war ich eine Stunde vor Zugabfahrt auf dem Bahnsteig, besetzte meinen Platz, und als niemand zuschaute, leerte ich das Wasserdeposit für die Passagiere. Dann goß ich meine Freundin mit aller Vorsicht hinein.

Der erste Zwischenfall fand statt, als die Kinder eines Ehepaares, die gegenüber saßen, laut ihren Durst erklärten. Ich stand rasch auf und versprach ihnen Erfrischungen und Limonade. Sie wollten es gerade annehmen, als eine weitere Durstige sich dazu gesellte. Ich wollte auch sie einladen, doch der Blick ihrer Begleiterin hielt mich davon ab. Die Frau nahm einen Papierbecher, näherte sich dem Wasserbehälter und öffnete den Hahn. Kaum hatte sie den Becher halb gefüllt, als ich mit einem Sprung zwischen ihr und meiner Freundin stand. Die Frau schaute mich erstaunt an. Während ich mich entschuldigte, drehte eines der Kinder den Hahn wieder auf. Ich schloß ihn heftig. Die Frau führte den Becher an ihre Lippen:

– Aber, das ist ja Salzwasser!

Das Kind schrie es nach. Verschiedene Passagiere standen auf.

Der dazugehörige Ehegatte rief den Schaffner:

– Dieses Individuum hat Salz ins Wasser geschüttet.

Der Schaffner rief den Inspektor:

– So, Sie haben also Substanzen ins Wasser geworfen?

Der Inspektor rief den Polizisten:

– Sie haben also das Wasser vergiftet?

Der Polizist rief den Wagenführer:

– Sie sind also der Giftmischer?

Der Wagenführer rief drei weitere Polizisten. Sie sperrten mich vor allen Blicken und dem Getuschel der Passagiere in einen einsamen Waggon. An der ersten Station setzten sie mich ab und schubsten und schleiften mich ins Gefängnis. Tagelang sprach man nicht mit mir, nur während der langen Verhöre. Als ich meinen Fall erzählte, glaubte mir niemand, nicht einmal der Gefängniswärter: »Die Sache steht ernst«, sagte er kopfschüttelnd, »sehr ernst«. »Wollten Sie nicht die Kinder vergiften?« Eines Tages führte man mich vor den Untersuchungsrichter.

»Ihre Sache steht schlecht« wiederholte er, »Ich werde sie an den Strafrichter weiterleiten.«

So verging ein Jahr. Schließlich wurde ich verurteilt. Da es keine Opfer gab, bekam ich eine leichte Strafe. Bald kam der Tag meiner Befreiung. Der Gefängnischef ließ mich rufen: – Also, schön sind Sie frei, Sie hatten Glück. Gott sei Dank, daß es keine weiteren Unfälle gab. Aber daß mir das nicht wieder passiert; das nächste Mal wird es Ihnen teuer zu stehen kommen...

Und er schaute mich mit den selben ernsten Blicken an, wie alle anderen.

Noch am gleichen Tag nahm ich den Zug, und nach einer Stunde ungemütlicher Fahrt kam ich in Mexiko an. Ich stieg in ein Taxi und fuhr nach Hause. Als ich vor meiner Wohnungstür stand, hörte ich Gelächter und Gesang. Ich spürte einen Schmerz, wie den Schlag einer unerwarteten Welle, wenn sie uns mitten auf die Brust trifft. Meine Freundin war dort, singend und lachend wie immer.

– Wie bist du hierhergekommen?

– Ganz einfach: im Zug. Jemand warf mich in die Lokomotive, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ich nur Salzwasser war. Es war eine sehr aufregende Fahrt; plötzlich war ich ein weißer Federbusch aus Dampf, gleich wieder fiel ich in feinem Regen auf die Maschine. Ich habe sehr abgenommen. Ich verlor viele Tropfen.

Ihre Anwesenheit veränderte mein Leben. Das Haus mit seinen dunklen Gängen, seinen verstaubten Möbeln, wurde mit Luft, mit Sonne, mit grünlich-blauen Reflexen angefüllt. Es glich einem volkreichen und glücklichen Dorf voller Widerhall und Widerschein. Wieviele Wellen sind in einer einzigen Welle, und wie sie Strand, Fels, Wellenbrecher, Mauer, Brust und eine schaumgekrönte Stirn sein konnte! Selbst die verborgensten Ecken voller Staub und Abfälle betastete sie mit ihren leichten Händen. Alles begann zu lachen, überall glänzten weiße Zähne. Die Sonne trat vergnügt in die alten Räume und blieb lange Stunden im Hause, selbst wenn sie andere Häuser, andere Stadtviertel und andere Gegenden des Landes schon längst verlassen hatte. So manches Mal, spät am Abend, sahen die empörten Sterne sie heimlich aus meinem Haus verschwinden.

Die Liebe war ein Spiel, eine sich immer wieder erneuernde Schöpfung. Alles war Strand, Sand, Lager aus immer frischen Bettüchern. Wenn ich sie umarmte, richtete sie sich auf, wurde schlank wie der flüssige Stamm einer Erle; und plötzlich blühte diese Schlankheit in

einem Strahl weißer Federn auf, die meinen Kopf, meinen Rücken und mich ganz mit Weiß bedeckten. Oder sie breitete sich mir gegenüber aus, wurde unendlich wie der Horizont, bis auch ich mich in Horizont und Stille verwandelte. Sie hüllte mich ein wie Musik oder wie unendliche Lippen. Ihre Gegenwart war ein Kommen und Gehen von Zärtlichkeiten, von Geräuschen, von Küssen. Ich trat ein in ihre Wasser, fast bis zum Ertrinken, und doch war ich im Handumdrehen wieder oben und lag da, geheimnisvoll in schwindelnder Höhe, um dann wie ein Stein herunterzufallen, oder mich leicht im Trockenen zu befinden wie eine Feder. Nichts ist dem Schlaf im Wiegen dieser Wasser zu vergleichen und dem Erwachen, bei dem sich tausend kleine Angreifer mit leichten Schlägen langsam zurückziehen.

Aber nie berührte ich ihre Mitte. Nie berührte ich diesen Knoten des ›Achs‹ und des Todes. Vielleicht existiert in den Wellen dieser geheimnisvolle Punkt nicht, der die Frau verwundbar und tödlich macht, dieser kleine elektrische Knopf, der alles verbindet, der sich kräuselt und aufrichtet, um dann wieder, geschwächt, zu fallen. Ihre Sensibilität, wie die aller Frauen, bewies sich in Wellen, nur waren sie nicht innerlich, sondern äußerlich und breiteten sich immer weiter aus bis zur Berührung anderer Sterne. Sie zu lieben, war: entlegene, verträumte Kontakte herzustellen, um mit weiten Sternen, die wir nicht einmal vermuten, zu erzittern. Aber ihre Mitte..., nein sie hatte keine Mitte, nur eine Leere war da, stürmenden Winden ähnlich, die mich aussaugten und erwürgten. –

So lagen wir da, eins neben dem andern, tauschten Geheimnisse aus, tuschelten, lachten. Zu einem Knäuel zusammengerollt fiel sie auf meine Brust und breitete sich aus zu einem rauschenden Pflanzenwuchs. Sie sang in meinen Ohren: Muschel. Sie machte sich demütig und durchsichtig, lag zu meinen Füßen, wie ein kleines Tierchen: stilles Wasser. Sie war so lauter, daß ich ihre Gedanken lesen konnte. In manchen Nächten bedeckte sich ihre Haut mit Phosphor, und sie zu umarmen war, als umarmte ich ein Stück feuertätowierter Nacht. Aber sie konnte auch schwarz und bitter werden. Zu unerwarteten Stunden brüllte, seufzte, reckte sie sich. Ihr Wimmern weckte die Nachbarn. So wie sie den Meereswind vernahm, begann sie an der Haustür zu kratzen, oder sie faselte auf dem Balkon laut vor sich hin. Bewölkte Tage reizten sie; sie zerbrach die Möbel, sie fluchte, sie beschimpfte und be-

deckte mich mit einem grün-grauen Schaum. Sie spuckte, sie weinte, beschwor, prophezeite. Abhängig vom Mond, von den Sternen, vom Einfluß des Lichtes anderer Welten wechselte sie ihre Laune und ihr Aussehen in einer Art, die mir phantastisch schien, die aber verhängnisvoll wie die Flut war.

Sie begann sich über die Einsamkeit zu beklagen. Ich füllte das Haus mit Muscheln, mit kleinen Segelschiffen, die sie in ihren wilden Tagen kentern ließ (zusammen mit all den anderen bilderbeladenen Schiffen, die jede Nacht meinem Kopf entstiegen und die in ihren bösen oder graziösen Sturmwinden umkamen). Ach, wieviele kleine Schätze gingen damals verloren. Aber meine Schiffe reichten ihr nicht, auch nicht der leise Gesang der Muscheln. Ich mußte in meiner Wohnung eine Kolonie von Fischen aufbauen. Ich gestehe, daß ich sie nicht ohne Eifersucht in meiner Freundin herumschwimmen sah, wie sie zärtlich mit ihren Brüsten spielten, zwischen ihren Beinen schliefen, ihren Haarwuchs mit leichten Farbblitzen schmückten.

Unter all diesen Fischen waren einige besonders häßlich und abstoßend; es waren kleine Aquariumtiger, mit großen, starren Augen und grausamen, gespaltenen Mäulern. Ich wußte nicht, durch welche Verirrung meine Freundin eine Vorliebe für sie hatte, was sie ohne jegliches Schamgefühl eingestand. Warum, wollte ich übrigens gar nicht wissen. Sie verbrachte jedoch lange Stunden hinter verschlossener Tür mit diesen furchtbaren Geschöpfen. Eines Tages hielt ich es nicht mehr aus, durchbrach die Tür und warf mich auf sie. Flink und lachend entglitten sie meinen Händen, während sie selbst lachte und mich zu Boden schlug. Ich spürte, daß ich ertrank; und als ich fast von ihr besiegt am Sterben war, legte sie mich zärtlich aufs Ufer und begann mich zu küssen und mir alles mögliche zuzuflüstern. Ich fühlte mich sehr schwach, gedemütigt und verprügelt. Doch gleichzeitig schloß mir die Wollust die Augen. Ihre Stimme war lieb und zart und sprach vom süßen Tod der Ertrunkenen. Als ich wieder zu mir kam, begann ich sie zu fürchten und zu hassen.

Ich hatte meine Angelegenheiten vernachlässigt. Nun begann ich wieder auszugehen, um Freunde zu sehen, und alte, mir liebe Verbindungen von neuem zu pflegen. Da traf ich eine Jugendfreundin. Nachdem sie mir geschworen hatte, mein Geheimnis für sich zu behalten, erzählte ich ihr mein Leben mit der Welle. Nichts rührt die Frauen so

sehr, wie die Möglichkeit, einen Mann zu retten. Meine Erlöserin versuchte alle ihre Künste, aber was vermochte eine Frau, Besitzerin begrenzter Möglichkeiten von Seele und Körper, meiner Freundin gegenüber, die immer anders war, doch immer sich gleich blieb in ihren unermüdlichen Verwandlungen?

Der Winter kam. Der Himmel wurde grau. Der Nebel legte sich auf die Stadt. Es fiel ein eisiger Regen. Meine Freundin schrie des Nachts. Während des Tages sonderte sie sich ab, wortkarg und böse, nur eine Silbe vor sich himmelmelnd, wie eine zeternde Alte in einer Ecke. Sie wurde kalt; mit ihr zu schlafen, hieß die ganze Nacht hindurch fröstelnd zu spüren, wie Blut, Knochen und Gedanken allmählich vereisten. Sie wurde tief, undurchdringlich, aufständisch. Ich ging viel aus, und mein Ausbleiben zog sich immer mehr in die Länge. Sie, in ihrer Ecke, heulte lange vor sich hin. Mit schneidenden Zähnen und zerbröckelnder Zunge zerfraß sie die Mauern, löste die Wände. Nächtelang blieb sie wach und machte mir Vorwürfe. Sie hatte Alpdrücken, redete irr mit der Sonne und mit heißen Stränden. Sie träumte vom Nordpol und daß sie zu einem großen Eisklumpen würde, der unter schwarzem Himmel und durch Nächte, die Monate währten, über See fuhr. Sie beleidigte mich. Sie fluchte und lachte; sie füllte das Haus mit Phantomen und Gelächter. Sie rief die Ungeheuer aus den Tiefen. Mit Elektrizität geladen, machte sie alles zu Asche, was sie streifte. Ihre zarten Arme wurden harte Stricke, die mich erwürgten. Und ihr Körper, grünlich und elastisch, war eine unversöhnliche Peitsche, die schlug, schlug und schlug. Ich floh. Die furchtbaren Fische lachten ihr grausames Lachen hinter mir her.

Da oben in den Bergen, zwischen den hohen Tannen und den steilen Hängen, atmete ich dünne, frische Luft wie einen Gedanken der Freiheit. Nach einem Monat fuhr ich zurück. Ich war entschlossen. Es war inzwischen sehr kalt geworden, und auf der Marmorplatte des Kamins, dicht neben dem erloschenen Feuer, sah ich eine schöne Statue aus Eis. Ihre verhaßte Schönheit ließ mich kalt. Ich warf sie in einen Leinensack und, die Schlafende auf dem Rücken tragend, ging ich mit ihr auf die Straße. In einem Restaurant in der Umgegend verkaufte ich sie an einen befreundeten Kantinenwirt, der sofort begann, sie in kleine Stücke zu hacken, die er mit Vorsicht in die kleinen Fächer hineinlegte, wo man die Flaschen zum Kühlen aufbewahrt. So endete mein Leben mit der Welle.

DANN WERDE ich meinen Söhnen Linsen kochen.
Der Vater, der kann das.

Dann werden sie handeln, und jener wird Esau sein,
welcher den Vater liebt und seines Vaters Küche.

REINHARD LETTAU · EINLADUNG ZU SOMMER- GEWITTERN

DIE WITWE Saatmantel, von deren Jugend nur die Legende weiß, lädt alljährlich zu Sommergewittern ein. Wenn vor den dicht verschlossenen Fenstern der Sommer Tag um Tag brütet, ohne daß ein eiliger Guß oder gar ein anhaltender Landregen sich gezeigt hat, darf man stündlich mit einer Einladung rechnen. Boten bringen die kleinen Billetts ins Haus und keines Dieners Daumen wird sich sträuben, den wohlentworfenen Schriftsatz der Einladungskarten verschwiegen zu überprüfen: sie sind geprägt. Man erfährt, daß, wenn es der Himmel erlaube, man für heute abend zu einem Sommergewitter eingeladen sei, und sogleich rüstet man sich für den Weg.

Immer wieder ist es anregend, zur Anfahrt die kleine Straße über Rastatt zu benutzen. Sei es die Nähe der Berge, sei es die Enge der noch ebenen, vielgewundenen Wegstrecke, jedenfalls verkleinert sich die Landschaft hier zusehends, rechts und links zieht sie sich zu immer schmalerer und überschaubarer Winzigkeit zusammen und entzieht sich fast ganz: Die Welt wird zur Gasse, die durstig und geradenwegs in den Landsitz der Witwe Saatmantel führt.

Die kleine Straße verlassend, durchfährt man ein einzelnes Tor, und, während der Wagen in eine niedere, dunkle Gangart verfällt, hört man den feinen Kies unter den schlurfenden Rädern. Hinter dem Hause findet man die Gefährte der anderen Gäste in der Zufälligkeit ihrer Ankünfte wahllos durcheinander aufgestellt – der Zauder der Platzwahl noch an den schräg verstellten Rädern erkennbar. Die Tafeln sind vor dem Hause errichtet; fast staunt man, sie anläßlich des erwarteten Naturereignisses so überladen zu finden. Die feinen Toiletten der Damen – weite flockige Gewänder, an denen ausgesuchte Corsagen verteilt sind, – die dunkle Kleidung der Männer, in deren Brusttaschen sich weiße Ziertücher gebläht wie Segel davonzumachen scheinen, die achtlos gehaltenen Gläser und schließlich die unter den Bäumen seltsam entschwindende, verführerische Musik lassen das nahe Gewitter vergessen.

Dennoch bleibt es, wenn einmal die Tafel eröffnet ist, nicht aus, daß

in gewissen Tischreden des erwarteten Gewitters gedacht wird. Solange man zurückdenken kann, ist jedesmal dieser Henri Plein, ein höherer Justizbeamter, aufgestanden und hat seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, es werde diesmal zu einem französischen Landgewitter kommen. Die nahe Grenze, sagt er, gestatte solche Wunschträume; jeder, dem französische Gewitter unbekannt seien, müsse hier bedauert werden, seien sie doch viel geistreicher als deutsche Gewitter. Solche Reden reizen zwar zum Widerspruch, aber es weiß niemand, warum Frau Blesse, sonst eine kritische Kennerin, immer wieder das Augenmerk der entrüsteten Gäste auf Ganghofer-Gewitter hinlenkt. Welcher Art auch immer die Mutmaßungen über die Beschaffenheit des Gewitters sein mögen, das man erwartet – stets wird man bemerken, daß Frau Saattmantel ihnen nicht wohlgesonnen ist. Vielmehr ist der Sinn der Witwe darauf gerichtet, das Nahen des Gewitters, selbst wenn es sich durch tiefes Grollen und erste, schwere Tropfen bereits ankündigt, vergessen zu machen. Freilich weiß die Witwe, daß es sich nie wieder so unvermittelt einstellen wird wie vor Zeiten, als es anläßlich einer bloß als solchen geplanten Sommergesellschaft eine erregte, hier und dort kreischende Menschenmenge in die schmale Diele des Hauses trieb – einen Herrn Wurf, einen Charmeur von betörendem Äußeren, wegen seiner völlig durchnäßten Kleider zum Bleiben zwingend. Der Gedanke, folgende Sommerparties so zu legen, daß ein Gewitter sie krönen werde, lag auf der Hand – ein kostspieliger Gedanke übrigens, denn stets werden viele Möbel durch die nicht selten heftigen Regenfälle vernichtet, ganz deutlich kann man das von den Fenstern aus beobachten.

In den ersten Jahren war es schwierig, Kapellen für die Gewitterparties zu erstellen, hatte es sich doch in Musikkreisen herumgesprochen, wie beschwerlich und recht eigentlich würdelos diese freilich hochdotierten Engagements seien, indem nämlich die Herren oft im strömenden Regen weiterzuspielen angehalten wurden: zerstörte Instrumente, verquollene Violinen zum Beispiel, waren die Folge. Würdelos war dies nach Meinung der Musiker, weil man von den fest verschlossenen Fenstern des schützenden Hauses her die Musik ohnehin nicht vernehmen konnte. Von dort wurden die musizierenden Herren nur für Bruchteile von Sekunden den erheiterten Gästen im Schein eines Blitzes sichtbar. Bläulich-grün standen sie da, eng aneinander-

gedrängt, mit großen Augen, die Messingrohre oder Geigenstöcke reglos in den Himmel gehoben, eine Gruppe, einem einzigen Eiszapfen ähnlich oder wie zu einer Momentaufnahme bereitgestellt. Hinter den rinnenden Fenstern erblickten sie die von brüllendem Gelächter wild verzerrten Gesichter der Gäste. Viel Lob erntete die Witwe, deren Sinn für das Dramatische hier sichtbar wurde, für diesen Effekt, dessen man gleichwohl entsagen mußte, als immer wieder Blitze das makellose Metall der Waldhörner schwarz verstümmelten. Heute spielen die Herren, wenn der Regen einsetzt, auf zu diesem Behufe mitgeführten Scheininstrumenten. Sind diese aufgeweicht, so bittet man sie ins Haus, wo sie eine kräftige Fleischbrühe erwartet.

Das Innere des Hauses entbehrt, wenn sich die Gesellschaft glücklich gerettet hat, nicht des Chaotischen. Triefende Kleider werden ausgewrungen, große Wasserlachen bilden sich in den Gesellschaftsräumen des Parterre, und es kann nicht verschwiegen werden, daß es beim Aufzucken eines Blitzes oder wenn ein großer Donner die Fenster klirren läßt, zu vielen schreckhaften Umarmungen kommt. Mancher Diener hat, während es draußen zusehends Nacht wird und ein fahler Widerschein entfernter Blitze die Gesellschaft in Atem hält, die schwere Hand der Witwe auf seinem Arm gespürt, sehr nachdrücklich sogar, und niemand kann sagen, wie viele der Gäste über Nacht zu bleiben gezwungen sind. Da nicht immer trockene Kleider zum Auswechseln in genügender Zahl zur Verfügung stehen, muß zu entlegenen Kostümen gegriffen werden: es kommt zu Maskierungen, einer Art natürlichen Karnevals sozusagen. Hinter hastig erstellten spanischen Wänden vernimmt man oft Gelächter – vom Kamin her wirft ein prasselndes Feuer Schatten über die Räume –, die Gewißheit plötzlicher Isolation von der Außenwelt verbreitet eine eigenartige Stimmung. Der Verdacht läßt sich nicht unterdrücken, daß die Witwe Saatsmantel in vorgängiger Kenntnis der Vertrautheiten und Sensationen, zu denen ein Naturereignis immer eine Gruppe von Menschen vereint – daß die Witwe, eine lebenslustige, wenngleich etwas seltsame Dame, gerade in Vorhersicht solcher allgemeinen, versöhnlichen Gestimmtheit zu Sommergewittern einlädt.

BENNO SCHUBERT · GEDICHTE
VORFRÜHLING · JADIS

(mit einer Säge darüber), mit
Leder.

Es war, verzweigt. zwei
Uhr zehn am Nachmittag
stehen

das zwischen den Brüsten. den
Händen. wie fußlos.

rings dicht langsam, ZERSTREICHEN

hörst du

– verschreit um unsere
zusammengelegten Nachmittage.

ganz anders

nachmittag rinden leinern
über der Schraffur aufspannen

AUS TAGEBÜCHERN

Dein Leib, fluchtschön her.

Das Gerben. Das

Vorbeischwanken; ein weiter Stand Nacht
auf dem Fleisch

Flußdunkel rinder-
verheert eingeschritten zerstoßen

ahiää

Es ist hinnene Finsternis;

weit gestanden

zu gleichen Ruder-Silben Hängen

Ernte

★

Nichts als die Wache hält... >beträgt parkzeit<...

kalt Striemen HÄHNE HÄHNE

Wie Geschichten – Wie allmählich sandsteinern
Abplattung;

und ... und ... blühte?

Nun die Haut vor dem Tau

von Hinbleichen

alte sehnsüchtige Flächen;

diessseits Lärm und Röte vertäun,

sehnsüchtige Flächen wachsen in die

hellen hellen Schritte: ach

so hisset irgend ein Jahrhundert und

ein Zerreißen –.

– enden muß; tags Schalen aus den
brennt aus,

stumpfe Wasser;

schlage tags deinen Umriß in FEST HART
ach, wie in offene Tore –

und das Wasser lehnt in den Rahmen

Trümmersommermonate; – nacht legt
an ruhevoll rankt

Im Speichel brechen gleich Andenken
endlich die Knospen –

Früh mit beginnend Verwitterung mit den
Schattenseiten –

durch Türen;

mit einschweigendem Wasser

späte schreckliche

Trabe

– sich nicht unter
die Hecke die Segel brennen
Fata mor –

Hänge Tiere

senken traurige
heiser fallen
sie Bündel, Kraniche

mühen

Schatten Trinker
schleppen wir müde
Bären,

in ihre Knochen

schlafen. Rauchende stehn sie
katze haaren

nicht den
Mantel

osa ne –
Gras kaum

weiß sein goldenes
unt und leichte · September

el mein
st

nen
Wind ein

hat den Zaum aber
leichtüber
Hufe

weiß noch wie trocken
Wind

so

Brücke

süß uns zottige
süß · unser
stört uns –

Winter die
leichten Zügel
sein trockenes

weiler

bis weil

die
Leine süß, und
Santi An –

strichen Rätsel uns
unsere

fiel seine

der hornige Rundkopf bricht sich das Genick
 das sage ich
 das lustige sperrige Federvieh wird aufgehängt
 die Mauern durchsetzt mit Klemmeisen
 die hornigen Köpfe an sechsuhrfenstern
 werden vor ihre Mauern genagelt
 ich besterne sie mit den eigenen Augäpfeln
 das wird ein Himmel sein ich lache mit dem großen Mond
 der hornige Rundkopf bricht sich das Genick
 das sage ich
 die Witwe wird verkauft der Tod gesühnt
 Stühle Fenster Rotweinkisten
 die Lampe mit dem erzenen Mond und Stern
 die ganze Innenarchitektur
 Brokat Takorb Radio und Taki
 das nimmt mein Freund Klausdieter auf den Buckel
 ich sage nimm die Innerein des Herrn
 die Wurzeln Stämme Liebeslieder
 auch du hast was zu rächen lad es auf
 das sage ich
 das lustige sperrige Federvieh wird aufgehängt
 das taubengraue Bündel hängt im Wind
 in meinem Wind in meinem Wind
 die Witwe wird gehängt nach altem Brauch
 die Wiege wird gelähmt nach altem Brauch
 ein Fest folgt sage ich nach altem Brauch
 hier unten auf der Straße Marie
 mit dunkler Illumination mit Herz und Scherz
 ein Fest mit Bier und Schnaps umsonst
 eh ich vergeß mit Freund GB
 das wird ein Himmel sein illuminiert
 das sage ich das sage ich

Ich stehe wirklich auf der Straße. Eine abscheuliche Veränderung meiner Kopfhaut, meiner Physiognomie überhaupt, macht es mir unmöglich, irgendwo unterzuschlüpfen, irgendwo Anhang zu finden, irgendwo eine geregelte Tätigkeit aufzunehmen. Wie sich beharrlich Wasser in meinen Gummistiefeln ansammelt, die mir von meiner letzten Tätigkeit verblieben sind und die wasserdicht sind, daß der Regen stehenbleibt, nicht abläuft, immer höher steigt, fällt mir wirklich auf die Seele, dazustehen, in einer wenig glückseligen Situation, obwohl was die Gegenwart, die Vergangenheit und auch die Zukunft betrifft. Ich stelle mir zur Abwechslung die Situation vor, aus der ich komme und in der ich bin und verjage damit die Schreckgespenster der Zukunft. Ich schweife aus, indem ich mich ein wenig umschaue, wie es ein Recht ist, wie es der Bildungshunger erfordert und um mich in größere Zusammenhänge einzuordnen. Ich denke langsam in größeren Zusammenhängen, mein Blut zirkuliert gewaltig. Meine genaue Stellung anzugeben, was die Geographie anlangt, verbietet mir die Aufrichtigkeit. Jedoch um langsam die Möglichkeiten zu schematisieren, die ich im Bezug der umfassenden Darstellung einer menschlichen Lage haben, beginne ich mit dem düstersten Schweizer Heiligen des Nordends. Ich muß an mich denken, denke ich an das Nordend, an mich selbst, dessen äußere Lage der inneren gleichkommt, dessen innere Lage der äußeren übersteigt und der, um zu vergessen, oder besser, der seiner Gegenwart von oben, oder besser, von unten beizukommen sucht, der singend sich an die Heldenzeit des Nordend erinnert, an den großen Schweizer Heiligen, dessen Leben mit meinem eine große Zeit lang untrennbar verbunden schien, scheint und immer noch scheint. Mein Leben ist kurz, das Schicksal war gewaltig. Besonders seinem Kopf, das Schicksal eine Aureole, einen Goldglanz, der nicht gemildert wurde durch die spärlichen Haare, die an den Koteletten ausgefranst waren, als würde er an ihnen kauen und die an seine Nägel, an denen er gewaltig kaute, auffällig erinnerten.

Die Aureole, ein Goldglanz, das Leben ist kurz, das Schicksal war gewaltig, das uns im Nordend in die Fänge nahm, uns über die halbe

Stadt trug, mit den Füßen baumelnd und manchmal aufschlagend auf diesem oder jenem Bett, an diesen oder jenen Kassenschrank, an diesen oder jener Flußbiegung, an der wir die Gewalt des Wassers durch Vertiefungen erprobten. Wasser war unser Element, dem wir uns in heißen, durcharbeiteten Nächten selbst hingaben, die Gewalt leise einschärfend und lenkend mit den üblichen Fußschlägen. Die Stadt war gewaltig, unsere Domäne, unsere Heimat, wie man sagt, das Nordende, das Westend, das Südend, das Ostend. Heimat, Schicksal und Leben, Begriffe, die sich deckten, zumindest in uns deckten, unsere Kraftquellen, Maßstäbe unseres Handelns, unserer Taten, die, wenn man sie genau betrachtet, nicht gewöhnlich sondern ungewöhnlich waren. Begriffe in unseren Herzen wie Schicksal etwa, Heimat und Leben. Wie Goldklumpen rollten sie in unseren Adern, Röckchen aus Velours trugen wir immer, immer hochfarben, um von den Hosen zu schwärzen, die mir jetzt die Beschämung eintragen, von den Leuten gemustert und abgelehnt zu werden. Damals waren unsere Hosen Sonnenzone, Äquatorialgegenden, helle, luftige, sonnige Waldbestände dem Süden und dem Inhalt nach. Wir zogen sie an und auf wie Segel vor einem Wind, der die Gewalt hatte, uns zu allen exotischen Wundern zu wehen. Was Wunder, dem schweizer Heiligen gab es nichts Heiligeres auf der Welt als seine Hosen, das Schicksal, die Heimat und das Leben schlechthin. Seine Hose war hellgrau von der Farbe und die von einer strahlenden Kraft, daß man, auf seine Hosen schauend, glauben konnte, in einen Kristall zu schauen, in welchem sich die Blicke sammeln in die Tiefe der Existenz, in Goldgruben, in Diamantenstollen, alles was das Dunkel der Erde verbirgt. Gesa etwa, die frühe Freundin, raunte, auf die Kniee fallend, vor diesen Wunderhosen: oh schweizer Heiliger, du machst mich verrückt, komm nimm mich mein Stier. Er hängt mir noch etwas theatralisch in den Ohren, diese Geste, dieser verhaltene Ausbruch, die Zeiten waren andere, sie waren herrlicher, naiver, spontaner, mit dieser theatralischen Nuance versetzt, in der die Faszination vom Schicksal, vom Leben, von der Heimat wie Spiegelblitz kurz und andauernd aufschlug.

Das Leben ist kurz, das Schicksal gewaltig, frühe Todesfälle, gewaltige Aktionen, die die Hand des Schicksals verrieten, begleiteten unsere Gänge. Welches Schicksal führte uns zusammen. Ein Trio viert zu fünft und zu sechst. Wie spielten wir ineinander, wie schlug

sere Kräfte zusammen zu einer einzigen Brandwolke, die sich herab-
lzte vom düstersten Nordend in die Stadt, den Westen, den Osten,
n Süden überwälzend und lachend ausschlug in den Sandgruben, die
Stadt im Süden begrenzten. Meine Freunde, sage ich, meine Freunde,
e, wären sie noch am Leben.

Als unsere Brände alle Fachwerkhäuser und öffentliche Anstalten in
che gelegt hatten, als unsere langen Zungen in mehr als einem Sinn
es abgegrast hatten, jagten wir gegen Umstadt hin. Ich erinnere mich
rklich an die Zeit, gegen Oktober, kurz vor Einbruch des Winters,
wiß ein Sonabend, gewiß gefährlich innige Zeit, gegen siebzehn
r etwa, rosenrote Abfahrt, rosenrote Hausstrünke, verlassen, ver-
sen, gewitterisch, über die Brücke fährt es sich still, kaum irgend Ge-
asche, jedoch die Innerlichkeit, Schicksal, Heimat und Leben, so
üllt man gegen Umstadt hin, ausgebrannt, stehend in gestohlenen
efeln, Hosen, von denen nicht ein Abglanz mehr gewittert, an irgend-
er Stelle der Hauptstadt, in der selbst meine Lieblinge, die Kanäle,
ch nicht zu erheitern vermögen, in einer Lage, die haarsträubend zu
nnen wäre, würde ich damit nicht auf einen vorzeitigen Mangel auf-
erksam machen, dessen Kundgabe mich kaum noch tiefer demütigen
nnte, in einer Lage also, in einer Lage.

Rosenfarbige Erinnerungen. Zuletzt die Verlassenheit aller, was
heißt, Schicksal spielen, was es heißt, das Leben aufs Spiel setzen, was
heißt, bleib in der Heimat und nähre dich redlich, Erinnerungen, eine
erstoßene Glashülle, der Glaube geht flöten, Ideale, das Schicksal war
waltig, das uns in die Fänge nahm, den Blick aufs Höhere, das uns
er die halbe Stadt trug, mit den Füßen baumelnd, baumelnd. –

Zuletzt die Verlassenheit aller. Das war noch weit hin, als wir gegen
mstadt zu fuhren, alles beisammen und guter Dinge, wie man guter
nge sein kann, solange man nicht weiß, was einen erwartet. Beschrei-
ngen sind schwer, Brocken fallen auseinander, ich erinnere mich
die Zeit, kurz vor Einbruch des Winters, gegen Oktober hin, gewiß
a Sonabend, gewiß gefährlich innige Zeit, siebzehn Uhr etwa,
senrote Abfahrt, rosenrote Hausstrünke, gewitterisch, über die Brücke
rt es sich still, kaum irgend Geräusche, jedoch die Innerlichkeit, so
üllt man gegen Umstadt hin, die Zeit rutscht, nach außen wird es ge-
ürt, innen wächst die Zeitbehaglichkeit, Regen donnert wie Blech-
ollen, es ist nichts zu fürchten, Schicksal ist kein Begriff, rosendornen-

rot, verstehbare Zeitläufte, die Landstraße ist schnurgerade, sie stößt ohne Bewegung, die winzigen Käferchen, Halbmondregungen, leichtes Hemmnis im Verdämmern dieses Tages, Achtung auf Landschaft, da ist wirklich Farbe von aufgepreßtem Braun, rote Waldstücke, geplackte gezirkelt, stämmige Umrisse, gleichfarbiges Widerstreben, hindurch mit caracho, Zeitkonzert, Trommel, Süßdruck vom Pinkeldrang, widerlicher Biergeschmack als Propfen im Hals, alles fröhlich, alles heiter, fürchtet nicht Anstrengung, nicht Schicksal, nur her, im Gegenteil vitalisch, nichts im Kopf, kein Gefühl, Bewegungen ersetzen Beine.

Die Hosen behaglich um den Bauch gelegt, die bloßen Füße auf der vorderen Rückenlehne, Zigarettchen im Schnabel und seine Hand war zufällig, erholsam, tätschelnd auf der Flasche, wo sich der Rumpf zum Hals hin verdünnt der schweizer Heilige. Die andere Hand um die Hüfte der Gesa wo nicht mehr. Die plotzt vor sich her und wartet einfach ab. In dieser Mußestunde sammelt ihr Kopf die trockenen Sätze die zur Erregung der Sinnlichkeit geeignet sind: du Saporoger, bring mich in den Hintern. Sie stelzt auf dem Rücksitz mit den Hüften und vergrößert, wie man weiß, den Kitzel des Schockerns. Also Theo würgt hinter seinem Apparat, rosa Knallfrosch mit Knorben und Gichthänden, Landschaft schlupft vorbei, faulige Gräben, ich fürchte Anstrengungen im Windzug, ich schaue hinaus in eine starre Gegend, sie waren nicht umsonst gefürchtet, nichts war billig, jetzt stellt sich heraus, Spannungen, die damals schon bestanden, hatten noch den gutmütigen Schein von geschäftlichen Unstimmigkeiten. Die verantwortungslose Abrechnung des schweizer Heiligen. Geschäfte, die ungewöhnlich waren. Geschäftsverbindungen, die Umsicht erforderten. Insgesamt heikle Dinge. Das Schicksal saß uns im Nacken, das Leben ritt uns, Geschäfte, die geeignet waren, als Gründe für jene Spannungen zu gelten, die unüberfühlbar wurden, Gründe, nehmen wir an, die den wahren Sachverhalt verschleierten. Wir hätten mit dem Schicksal nicht spielen sollen, es kommt zu spät, die Würfel sind gefallen, die Welt geht weiter, ich jammere und jammere nicht, man hielt es für vorzeitig, auch ich im kleinen Kreis den Vorschlag machte, unsere Geschäftsverbindungen aufzulösen, von Ahnungen bedroht, nichts weiter hinzuschleppen, den schweizer Heiligen in eine geschlossene Anstalt einweisen zu lassen, nachdem der Wankelmut seines Körpers unsere Unternehmungen bereits dreimal an den Rand des Scheiterns gebracht hatte.

Auf der Reise ging es mir durch den Kopf. Ich drehe mich von Zeit zu Zeit herum zum schweizer Heiligen und schaue ihm tief in die Augen. Bereits jetzt schon wagt er nicht mehr, mir auf diese Weise Rede und Antwort zu gestehen. Mit einem tief kehligen he he weicht er aus, lacht mich an und sagt: was denn willst du, Saporoger. Ich schweige, langsam mich nach vorne zurückdrehend und sinne langsam aber energisch auf Flucht. Er unterbricht mich in meinen Gedanken-
gingen, ich sage, er unterbricht mich plötzlich in meinen Gedanken-
gingen und sagt:

Wenn du glaubst, Umstadt sei zu unserem Empfang bereit. Wenn du glaubst, die Ehrenjungfrauen seien zu unserem Empfang bestimmt. Gekleidet, in Hochstimmung, vielleicht um ihre Moral gebracht.

Wenn du glaubst, um nicht auszuschweifen, die Betten seien bereit, der Schnaps abgefüllt und die Wohnungen geheizt, so muß ich dich wider enttäuschen und dich eines besseren belehren. Nichts von alledem. Ich habe die Meldung versäumt.

Nun ist alles vorüber. Ich will nicht länger Zwiesprache halten. Die Zeiten haben sich gründlich geändert und mit ihnen hat sich auch der Abstand zu dem Schmerz, den ich bei dieser Eröffnung empfand, vergrößert. Manches habe ich noch in Erinnerung, ich will es herausprechen, damit es sich einfügt als Leitmotiv und ich den Faden nicht verliere. Das Leben ist kurz und vor Anbruch des Winters machten wir uns auf den Weg. Wir zogen davon als unsere langen Zungen alles abgekratzt hatten und das in mehr als einem Sinn. Wir machten uns dünn aus mehr als einem Grund. Theo gönnte sich keine Rast, auch als er hörte, wir kämen in eine völlig unvorbereitete Ortschaft, verringerte er das Tempo nicht, Süßdruck vom Pinkeldrang, alles fröhlich, alles heiter, vielleicht dachte er, es spränge doch etwas heraus, es war das Ende und keine andere Hoffnung weder da noch zukünftig zu erwarten.

Das Schicksal hat uns einen Streich gespielt, das Leben uns enttäuscht und die Heimat uns verlassen. Jedoch immer noch nicht hatte unser schweizer Heilige seine Aureole, seinen Goldglanz, den ihm das Schicksal um den Kopf legte, verloren, gleichwohl das Leben kurz, ist der Mensch viel zu schwach und das Schicksal gewaltig. Nie pflegte der schweizer Heilige diese Aureole abzulegen, selbst bei den widerwärtigsten Tätigkeiten nicht, die prosaischesten Handlungen gewannen durch sie eine Art Überhöhung, Veredelung im besten Sinne des Wortes.

Eine Aureole, einen Goldglanz um den runden Kopf, war er in allen Handlungen Schicksalsträger, Bevollmächtigter des Schicksals, Handlungsführer oder wie man es nennen will. Auch hier noch in Umstadt wo wir eintrafen, ohne angemeldet zu sein, sozusagen inkognito, ohne pompöse Aufmachung, wie wir es hätten erwarten können, sondern einfach im widerwärtigsten Regen, stand er, seine barhäuptige Aureole emporhebend, unbekümmert im Regen, den Bauch schiebend, im Regen, der auf uns niederdonnerte wie Blechgrollen, wie ein Haßanfall des Schicksals.

Augenblicke der Besinnung: herausgerissen aus einer Bewegung unter einem wirklichen Regen verharrend, blitzhaftes Ableuchten der Vergangenheit und der neuen Möglichkeiten, ihre Risse und Vorinschnitten sind schon sichtbar, bereit zum Ausgewertetwerden, zum neuen Planen zum Lavieren, jedoch auf solches Praktische verzichtet man im ersten Augenblick und nimmt alles neue unmittelbar, gleichsam als Symbol. Ich nimmt es kompakt als ersten Eindruck, als Sinnträger des Schicksals des Lebens, der Heimat oder des Heimatlosen. Oder des Heimatlosen. Ich erinnere mich in meiner Lage an die Vergangenheit, ich beschwöre sie herauf wie einen üblen Geruch, obgleich damals sich alles in der Frische der Jugendzeit darbot, mit gesunden Oberflächen und nicht darauf deutete, deuten konnte, daß, wie man sagt, der Wurm bereits überall Fuß gefaßt hatte. Meine Lage ist zu deutlich, als daß ich sie verschweigen könnte. Links und rechts unbestimmbares Material, von unbestimmbarer Dauer, in der Mitte ein Weg, der aufgeweicht, aufgebrochen ist und mir nicht viel Halt zu bieten vermag. Es ist eine Uhrzeit eine Jahreszeit, von denen niemand genaues weiß. Ich denke an meinen Kopf, an meinen Kopf, an das Schicksal, an das Schicksal, an die Heimat an die Heimat, an das Leben, an das Leben.

An das Leben denke ich, denke ich an den düsteren schweizer Heiligen im Nordend und denke ich an das Nordend, so muß ich an mich denken, an mich heißt ich, dessen äußere Lage der inneren gleichkommt dessen innere die äußere übersteigt und der, um zu vergessen, oder besser, der seiner Gegenwart von oben, oder besser, von unten beizukommen sucht, leise singend sich an die Heldenzeit des Nordend erinnert an den großen schweizer Heiligen, dessen Leben mit meinem eine große Zeitlang untrennbar verbunden schien, scheint und noch immer scheint. Das Leben ist kurz, das Schicksal war gewaltig, eine Aureole

ein Goldglanz, das Leben ist kurz, das Schicksal war gewaltig, das uns im Nordend in die Fänge nahm, uns über die halbe Stadt trug, mit den Füßen baumelnd und manchmal aufschlagend an diesem oder jenem Bett, an diesen oder jenen Kassenschrank, an dieser oder jener Flußbiegung, an der wir die Gewalt des Wassers durch Versenkungen erprobten. Nicht daß wir den Fluß zu fürchten gehabt hätten, Wasser war unser Element, in mancher heiteren und durcharbeiteten Sommernacht gaben wir uns diesem Elemente hin, welche Schicksalskraft beflügelte unsere Schwimmstöße, auch entspricht nicht der Wahrheit, daß wir den Regen fürchteten oder besser, überhaupt zu fürchten gehabt hätten, in mancher heiteren, durcharbeiteten Regennacht standen wir geschart um den schweizer Heiligen, der seine barhäuptige Aureole rücksichtslos dem Regen entgegenreckte. Wir fürchteten nichts außer der Heimatlosigkeit und der treiben wir alle entgegen, ich spüre es, ich fühle es in meinen Knochen, die versäumte Meldung, die Gegend erinnert an unseren Süden, an unseren lieben Süden, wo die Stadt durch Sandfelder und Buschwäldchen begrenzt ist, wo wir jede Handbreit kennen, jede Kuhle und all die bequemen Neigungen, die dem Rücken entgegenkamen wie eine weiche Zunge. Hier die gleiche sandige Gegend, in die der Regen kleine Mulden schlägt als schlüge er auf Wasser. Krüppelfichten in aufgelockerten Gruppen, man glaubt, weit durchzuschauen, doch der Blick fängt sich in den Fichten, die wie Kulissen ineinander gestellt sind. Gesa feurig vergißt, verlassen neben dem Fahrzeug stehend, für einen Augenblick ihre übrigen Körperteile, indem sich ihre Seele, auch sie, in ihrem Bukkel zusammenzieht, der sich krümmt, in der Einsamkeit krümmt, heimatlos gekrümmt. Theo Knorbel und Gicht würgt den Apparat zurecht, während der schweizer Heilige, die Aureole hoch in den Himmel gereckt, nach Personen schreit, die sich in jenem Haus, in jenen Holzschuppen, die hier den Weg entlanggehockt sind, aufhalten müssen und bereits kreischt eine Tür.

Herbstliche Ankunft, es tretscht in den Krüppelfichten, der Sand dehnt sich, schlägt Falten. Nach außen ist schließlich und endlich Bewegung. Es fällt vom Himmel, was vom Himmel fallen kann. Gestörte Hausruhe, fühl dich als Mensch, ein Gespenst schlapppt durchs Vorfeld entlang dem Zaun, jemand schreit hallo, das voll Nässe vollgesoffen ist, Schlappgespenst, schlappohrig, blitzblau öffnet seine Knöchelarme

dem Freund. Das Gefolge hinterher, stolperndes Gepäck, sturz fallen der Ölofen fackelt Ruhe, ein palimpsestgesicht wartet auf Gruß und Kuß, menstruationsschlafem im Geruch, verschläft die Periode wie einen Winter, Küche blau in blau, sonnenfaden Gasrohr über die Decke, erstes aufstöhnendes Freundschaftsgemurmel. während der schweizer Heilige die Bettlaken durchschnüffelt, treibt hygienische Artikel auf, er grunzt ein bezeichnendes Grunzen, jeder riecht, was der jetzt sieht, weidet das Wohnfeld ab nach Intimen, oh armseliges Schicksal, oh Schmutz glattgeschliffen auf weißen Sauhäuten, dennoch mögliche Existenz, verrottete Behaglichkeit, die Zeit schleift unmerklich übers Augenglas, Netze spinnen sich von den Augen weg, hier kommt die Zeit nicht her, hier rieselt der Sand nur fürs Ei.

Wenn ich daran zurückdenke, solange ich noch denken kann. Wenn ich zu ordnen versuche, was überhaupt zu ordnen ist. Wenn ich an jene Personen zurückdenke, sofern ich überhaupt an sie in meiner jetzigen Gestalt denken darf, heilige Abisag, mit meinen Gedanken, die unter dem Einfluß der Zeit und der Witterungen, der geographischen Lage, der Schicksalsnähe, einen Zustand angenommen haben, der.

Wir fanden unsere Freunde in der herrlichsten Landschaft bei der Beschäftigung, Fingerabdrücke der Natur zu nehmen. Vogelaugen hatte durch das Fenster sich in die Halle eine Leiter geschoben und fuhr, den Bleistift auf einem weißen Papier, den ornamentalen Gängen der Holzwürmer nach, die unter der abgeblätterten Rinde sichtbar geworden waren. Im übrigen, fragte er, was ist Schicksal, was ist Leben, was ist Heimat. Liegt Schicksal in der Anordnung dieser Gänge. Ist das ein Leben, das ich hier führe, bei einer Korbflasche Wasser pro Woche, es regnet nicht häufig und die Konserven werden weniger von Besuch zu Besuch. Seid ihr etwa der Ansicht, dort sei Heimat, wo ihr nichts zu Essen bekommt, kein Brot und keinen Wein. Der schweizer Heilige, sage ich, ist mit Landleberwurst groß geworden und dort im düsteren Nordend war und ist unsere Heimat. Bist du etwa nicht aus dieser Gegend, hast du nie einen Fuß in die Schlachtereien dieser Gegend gesetzt, haben wir dich nicht nach Hause getragen Woche für Woche und was der Dinge mehr sind, die ein brüderliches Zusammenstehen zur Voraussetzung haben.

Ich, sage ich, erinnere mich gut. Jedoch darfst du nicht vergessen, daß die Zeiten andere geworden sind, wirklich abgesehen davon, daß

Die Konserven teurer geworden sind und immer teurer werden, ist das Schicksal uns auf der Spur, das Schicksal hat uns einen Streich gespielt, das Leben uns enttäuscht und die Heimat uns verlassen. Jedoch immer noch nicht hat unser schweizer Heilige seine Aureole, den Goldglanz, den ihm das Schicksal um den Kopf legte, verloren, gleichwohl das Leben kurz ist, der Mensch viel zu schwach und das Schicksal gewaltig. Wir schafften die Leiter aus der Halle, um darin Fußball zu spielen. Gesa- tusch sich, Theo hielt ihr die Seife und Abisag kochte ein Süsspchen für uns alle. Wir waren zusammen, wir rochen es, wir fühlten es. Wir ball- ten uns zusammen, wir kugelten umeinander vor Freude und Lust und erwarteten darauf, was die Nacht bringen würde.

Unsere Lage ist wirklich nicht mehr mit Äußerem zu bezeichnen. Damals, als wir unser Süsspchen kochten, hatte die Arbeit des Schick- als für einen Augenblick ausgesetzt. Ein Symbol war das barfüßige Tap- pen mit hängenden Haaren einer schrägen Gestalt, von der immer nur eine Hand etwas leistete, die andere demonstrierte die Behaglichkeit. Leben und Kunststreben, religiöse Waschungen aus einer Korbflasche, rSammlerleidenschaften und Mythen im Sexual, der Akt im Handspie- gel beobachtet, Teleskop in die Unendlichkeit, riesige Selbstmörder- stimmung in einem brennbaren Haus, der Ofen quietscht, die Tage werden kürzer.

Das Leben ist kurz, das Schicksal ist gewaltig, der Winter kommt, die Tage werden kürzer, wir versuchen dem Schicksal auszuweichen, indem wir uns dicht an seine Bewegungen heranschmiegen, wie kleine Vögel sich dicht an das Gefieder der Gewaltigen krallen. Wir haben das Gewöhnliche, das Alltägliche über Bord geworfen, wir essen nicht mehr, wir machen das Essen zu einem Symbol, wir trinken nicht mehr, wir trinken immer, Exterritorialität der Trunkenheit, wir schlafen nicht mehr, wir liegen quer übereinander und ziehen die Nacht, den Schlaf, die Übermüdung in die übermüdeten Augen. Wir spielen Fuß- ball bei Tag und bei Nacht, wir ziehen die gewöhnlichsten Gegenstände in ihre Blöße, daß sie aussehen wie Eben, ganz wie ein Augenblick.

Der schweizer Heilige schwillt an wie ein Ballon, die Aureole, der Goldglanz, den das Schicksal ihm um den Kopf legte, verliert nicht an Glanz sondern wird immer strahlender, je mehr sich der Körper dem Platzen nähert, je mehr das Schicksal, das uns früh in die Fänge nahm im Nordend und uns über die halbe Stadt trug, mit den Füßen baumelnd

und manchmal aufschlagend, je mehr das Schicksal aus ihm selbst heraus ausspricht. .

Damals in der schrecklichen Nähe des Schicksals, das über uns hinweg arbeitete, in dessen schrecklichem Windschatten wir uns schützten und doch nicht schützten, wie ich beweisen kann.

Ich suche herum in dieser Gegend und kann mich nicht orientieren, als sei meinen Augen der Stillstand genommen. Gewiß dieses und jenes, das ich schon kenne, hebe ich in die Erinnerung, wie es mich in die Erinnerung hebt. Der Stillstand ist eine riesige Flucht. Man sagt, den Gefahren von außen nach innen entgegenarbeiten. Halte nur Ruhe mein Mäuschen, mein Mäuschen.

IN Zwangsala herrschte seit jenen Tagen, als sich die Sonne verfinstert hatte und erdbebenhafte Erschütterungen die Erde durchzuckten, ein Mann, der kurz zuvor als Propagandist von der fernen Regierung entsandt worden war. Doch es entsann sich niemand mehr recht darauf, wie sich damals alles entwickelt hatte. Älteren Leuten lag zwar ein Klang für ihr früheres Land noch im Ohr, etwa so ähnlich wie Sibirska. Sie behaupteten auch, daß es früher sehr kalt gewesen sein soll. Das Wasser sei meistens hart geworden und hätte die Farbe der weißen Blumen gehabt, die man heute hier überall pflücken kann. Die Jüngeren glaubten diesen alten Idioten nicht viel. Es gab sogar Zeiten, in denen sie ein Gesetz erbaten, solche Lügner mit dem Tod zu bestrafen. Rushinski, der Propagandist, schützte jedoch diese Alten, obschon er sonst ein gestrenger Direktor war, dem so mancher Maulheld sein Absegeln aus dem Leben verdankte.

Das Absegeln wurde in Zwangsala stets ein Fest. Die Toten wurden genau wie die von Rushinski Verurteilten an große Strohdrahen angebunden. Der giftige Wind, der aus einem Krater bei Zwangsala ständig herauspiff, trieb sie in die Höhe, aus der man sie dann auf das Meer absegeln ließ. Die Menschen, die in Zwangsala lebten, hatten zumeist den Verstand verloren, zumindest jedoch ihr Gedächtnis. Es war ein teuflischer Wind entstanden, der ihnen die Pelzmützen von den Köpfen wehte. In diesen Mützen war ihr Verstand mit davongeflogen – jedenfalls muß es nach Ansicht ihres Gebieters, Direktor Rushinski, wohl so gewesen sein. Als einer der Wenigen, die ihre Mützen festhalten konnten, mußte er es ja wissen.

Mit einigen dieser Mützenmänner, wobei er auch mal einem Unbemützten die Mütze eines Bemützten gab, bildete er die Regierung des neuen Staates, die sich Direktorium nannte. Frauen waren in ihr nicht vertreten. Man behauptete, daß sie schon vorher keinen Verstand gehabt haben sollen. Sie hatten sich demzufolge auch nicht verändert und regierten auf ihrem Spezialgebiet nach wie vor indirekt weiter mit.

Etwa so viele Menschen, wie es im Wäldchen von Zwangsala

Baumstämme gibt, müssen nach diesen schlimmen Tagen gewesen sein. Wie gesagt, war das schwer zu prüfen, denn eine lange Zeit war es völlig dunkel geblieben.

Als endlich der grelle Stern Ljuba das Land Zwangsala durch den Wolkendunst mit seinen Strahlen erreichte, tat das den Augen so weh, daß man wiederum erst nichts sah. Wie man munkelt, ist Ljuba ein Weib gewesen, das Rushinski einst liebte. Einer der Mützenmänner des Direktoriums hatte das ausgeplaudert! Dafür ließ ihn Rushinski an einem Festtage absegnen.



Schätzungsweise mögen es vierhundert Menschen gewesen sein, die wie aus ausgebrüteten Eiern den Tresoren der Staatsbank entstiegen waren. Es war ein fröhliches Völkchen, denn durch das Absterben eines Erinnerungsvermögens war sich niemand der Katastrophe bewußt, die man so quasi übersprungen hatte. Auch die Sorge ums tägliche Leben war kein Problem. In verschiedenen Kellern fand man Schätze, die der frühere Staat gehört hatte. Flüssigkeiten und Lebensmittel waren im Überfluß da. Unliebsam war es zwar, daß man sich nirgends zu helfen wußte. Keiner verstand ein Licht anzumachen, keiner verstand überhaupt, praktische Gegenstände, die das Leben früher bequemer machten, in Bewegung zu setzen. Also saß man immer im Dunkeln, wenn die Sonne verschwunden war. Kein Wunder, daß sich ein reicher Kindersegen ergab.

Über Geburtshilfe und sanitäre Dinge wollen wir lieber schweigen. Wenn in anderen Zeitaltern Schriftsteller nackte Indianerstämme beschreiben, finden wir nicht verzeichnet, wie sie ihre Notdurft verrichtet haben. Und dabei scheinen manche Handhabungen weniger schlüpfrig bei nackten als bei gut angezogenen Damen.

Viel interessanter ist ein anderer Faktor. Eine Portion Reflexe war atavistisch verblieben – an General Strammsteh und Blechmusik erkennbar. Eine Streitmacht gab es zwar nicht. Niemand wäre darauf verfallen, da sich noch keine Nachbarn gemeldet hatten. Zwangsala hatte Adolarnesien noch nicht entdeckt.

Dennoch schlummerten in den zwei Generalen Triebe soldatischer Pflichterfüllung. Einen Kasernenhof hatten sie eingerichtet, auf dem sie sich abwechselnd drillten. Nach jedem Mondwechsel wechselte

das Kommando. Den Abgesetzten konnte man dann eine Mondschicht lang Kniee beugen und robben sehn, während der andere auf dem Zaun wie ein Reiter saß und brüllte.

Aber was ärgern so harmlose Spiele? Hinterhältiger ist das Treiben eines alten Bankiers. Um Murmeln spielte er mit den Kindern, und sie liefen heulend nach Hause, wenn der alte Schinder all ihre Schätze gewonnen hatte. Das war ein Brutplatz für Raubgefühle, und man darf sich nicht wundern, daß diese Kinder Betrüger und Gauner wurden, wie es die spätere Geschichte Adolarnesiens beweist.

★

Zwangsalas war ein gewaltiger Staat geworden. Auf seiner Flagge, dem Träger der Staatsidee, war ein Strohdrache abgebildet, über dem eine Mütze schwebte. Schon in der Schule lernten die Kinder die Bedeutung dieses Symbols. Der Strohdrache war das verworfene Element der Menschen und die Mütze darüber bedeutete, daß es sich fangen läßt. Aus diesen beiden Begriffen lebten die Einwohner Zwangsalas, von der Drachenstraße zur Mützenallee.

An diesem Tage zog alles zur Mützenallee, auf der die Veranstaltungen der Dreihundert-Jahr-Feier Zwangsalas stattfinden sollten. Gleichzeitig aber sollte ein aktuelles Geschehen dem Festakt noch eine besondere Bedeutung geben. Man hatte ein Land entdeckt: Adolarnesien.

Die Entwicklung in Zwangsalas hatte in gewaltigen Sprüngen unvorstellbare Fortschritte gemacht. Beinahe von Tag zu Tag erlebte man Neues. Kaum war die erste Lieferung der Erfindung von Wachskerzen an die Menschen verteilt, hörte man schon, daß diese Beleuchtungsart nur im Rahmen eines Zweijahresplans gedacht sei. Ein halbes Jahr war nicht vergangen, da gab es Petroleumlampen, und die Historie berichtet, daß schon das Absegeln eines Großteils der ersten Menschen bis in die Nacht hinein mit elektrischen Scheinwerfern verfolgt werden konnte.

All das verdankte man Rushinski, dem ersten Direktor des Staates. Er war von ungeheurer Tatkraft beseelt. Aber vor allem muß er auch eine Anzahl Aufzeichnungen früherer Konstruktionen und chemischer Analysen an sich gebracht, und was noch mehr heißen will, sogar verstanden haben. Jedenfalls besaß er auch Zähigkeit, die schon daraus

ersichtlich wird, daß er durch alle Wirbelsogstürme und Schleuderkatapulten hindurch seine Mütze stets auf dem Schädel behielt. Mag es ein Märchen sein – es ist aber schön und besitzt auch, was immer dazu gehört: symbolisierte Wahrheit.

Heute glauben wir, daß Rushinski ein gewaltiger Dickschädel war. Lehnten wir Mutmaßungen, die ins Prähistorische gehen, nicht ab, dann würden wir sagen, eine ferne Regierung habe den allzu vielwissenden Mann nach Zwangssala seinerzeit strafversetzt. Dort hat dieser technisch Begabte Rachepläne geschmiedet und sich errechnet, daß die endlose Steppe, durch die man ihn in vergittertem Wagen nach Zwangssala brachte, ein ideales Gelände sei, Explosionsreaktionen sich totlaufen zu lassen.

Einer der Mützenmänner im ersten Direktorium rühmte sich mehrfach, diesen Rushinski schon früher gekannt zu haben. Wenn ihm auch diese Lüge Absegeln – übrigens schon bei elektrischem Scheinwerferlicht – eingebracht hatte, so gibt sie dennoch zu denken. Seine ihm selber belastenden Aussagen finden wir stichwortartig auf Seite neunundzwanzig in einem erst kürzlich wieder entdeckten Kontobuche verzeichnet, das die Aufschrift: Absegelverbrecherprozesse trägt. Hier heißt es: »Fuhr mit Rushinski tageweit – Trug einen Kasten, in dem es tickte – Versteck im Keller von Haus Blauer Platz – Rushinski sagte: Rache muß sein – Drückte aufs Knöpfchen... tick... tick... tick – Nichts wie auf und davon – Kurz vor Zwangssala kam schon... bum... bum... bum.«

★

Als die ersten Schiffe in Adolarnesien gelandet waren, wurden sie herzlich empfangen. Allerdings konnte man sich nicht verständigen. Aber man brachte in liebenswertesten Formen, die das grazile Völkchen Adolarnesiens besitzt, ein Willkomm-heißen zum Ausdruck. Die Damen erschienen in ihren schönsten Lumpen und pendelten lächelnd und eindeutig winkend am Strand auf und ab. Die Männer rollten auf Knüppeln Körbe voll köstlicher adolarnesischer Pflaumen an die Küste und deuteten an, daß man zu Kontributionen bereit sei. Die Mützenmänner holten Pflaumen und Damen auf ihre Schiffe. An beiden Erzeugnissen des neuen Landes wurde drei Tage und Nächte

genascht. Dann fuhren sie wieder ab.

In Adolarnesien war man traurig darüber. Ein kleiner Trost war allerdings auch dabei. Die böartigsten Huren, denen man im Gefängnis bereits eine Sanitätsstation einrichten wollte, war man auf glückliche Art ohne Unkosten los geworden.

Zu dieser Zeit gab es zwei Kasten in Adolarnesien: die Hofgesellschaft und das übrige Volk. Die Früchte des Landes gediehen so prächtig, daß niemand etwas zu arbeiten brauchte. Nur die Fischer fuhren einmal am Tage zu ihren Netzen und kamen mit Körben voll Flundern und Heringen wieder.

Das Wahrzeichen Adlarijas waren Trümmer – nichts hatte man wieder aufgebaut. Bewohnbar war nur die als einziges stehengebliebene Bahnhofshalle. Sie diente als Unterkunft für das Volk. Wer keinen Platz fand, schlief im Freien daneben.

Die Hofgesellschaft wohnte wie ihr derzeitiger Herrscher, der neunte Adolar, immer noch in Tresoren der längst vergessenen Staatsbank. Nur hier gab es noch etwas Luxus. Die Kleider und Anzüge, die in der prähistorischen Zeit dorthin gerettet wurden, waren noch immer nicht aufgebraucht. Man konnte sich also ganz anders anziehen als das übrige Volk, das in Lumpen spazieren ging.

Im Übrigen kam es zu keinerlei Fortschritte in Adolarija, und daran waren allein die zum Nichtstun einladenden Pflaumenhaine mit ihren nahrhaften, wohlschmeckenden Früchten schuld.

★

Die Generaldirektoren des Staates Zwangsala bekamen mit ihrer Wahl den Namen Rushinski. Lediglich wurde bei jedem neuen eine der Silben des alten Namens hinzugefügt. Um einen rhythmischen Tonfall zu erzielen, gliederte man das Gebilde kunstvoll durch Bindestriche.

Rushrushinskiki-inskiki-inski hieß der jetzige Generaldirektor. Wie man es leicht erkennen kann: achte Regierungsperiode. Wie die zwei weiteren heißen würden, war in einer Verordnung festgelegt. Jedes Kind kannte die Namen. Schon in der Schule wurde das Einmaleins an Drahtgestellen gelehrt, auf denen sich Knöpfchen verschieben ließen, in die statt Zahlen die Namen der ersten zehn Direktoren eingeprägt waren. Fragte der Lehrer nach neun minus fünf, dann erhielt er

die Antwort: Rushrushinskiki-ins, vierte Regierungsperiode. Das ist nicht so unwichtig, wie man es glauben mag, das ist Erziehung zur Staatsidee.

In dieser Erziehung kann Zwangsala nur das Prädikat weiser Bescheidenheit zuerkannt werden. Wenn ein Direktor stolz von der Zukunft des Reiches redete, so war es ein ungeschriebenes Gesetz, dies auf eine Zeit zu beschränken, die zehn Prozent der insgesamt vergangenen Jahre nicht überschreiten durfte. Erst im Jahre Zehntausend würde man es erlauben, von einem tausendjährigen Reiche zu sprechen. Da man mit einem solchen Alter bei den Zerstörungsgelüsten der Menschen nicht rechnen kann, ist auch ein solches Reich nicht zu befürchten. Das ist eine Hypothese aus dem geheimen Tagebuch des ersten Rushinski – wahrscheinlich prähistorischen Ursprungs, und deshalb für uns unverständlich. Wir wissen nichts dazu zu sagen, daß er ein Recht daraus ableitete, mit grausamen Mitteln den Fortschritt in Zwangsala zu beschleunigen.

Es wurden keine Menschenleben geschont. Die harte Arbeit war Fron, man holte die Männer aus ihren Hütten, und wenn sie nicht alle Kräfte hergaben, wurden sie blutig geschlagen, bis sie zusammensackten und starben. Hingegen besserte man die Verpflegung auf. Die Würmer, die man bisher gezüchtet hatte, um sie zu braten, wurden ausgerottet. Sie waren zu oft in die neuangelegten Getreidefelder eingebrochen und hatten die Wurzeln der Pflanzen zerstört. Statt Würmern gab es dann Einheitsbrot, zu dem allerdings ein Fettaufstrich fehlte, der zu den Würmern nicht nötig war.

Am besten wurde in Zwangsala der Nachwuchs versorgt. Die Kinder waren Staatseigentum und wurden in Kinderfabriken übernommen, in denen sie Schulunterricht erhielten. Sie wurden vorbereitet auf ihr zukünftiges Los.

Eine Religion gab es nicht, aber es wurden Zukunftsschlösser gepredigt, die man mit Arbeitsleistung erringen könne. Und da die meisten daran glaubten, förderte diese Methode den auch in Religionen vertretenen Gedanken an ein Paradies. So gab es in Zwangsala nichts, das so viel Interesse erweckte wie die ständig ausgerüsteten Forschungsexpeditionen. Jeder glaubte, man würde einmal ein Paradies erreichen.

★

Vor allem wurde in Zwangsala Klux mit besonderen Ehren empfangen. Der Generaldirektor, der wegen des allzu langen Namens neuerdings nur noch »Rush« genannt werden durfte, begrüßte ihn. Es war ein stämmiger aber kleiner Mann, der über unwahrscheinliche Kräfte verfügte. Mit stählernem Griff umarmte er Klux, den ein Gefühl überkam, es könne ihm eine Rippe gebrochen werden.

Man hatte in Zwangsala mehrfach erlebt, daß besondere Gäste in der Umklammerung zusammenbrachen. Anschließend wurde ein Staatsbegräbnis angeordnet. – Rush wußte immer, was er tat.

Klux besaß eine Abneigung gegen die Gewaltherrschaft Zwangsalas. Doch er durchschaute die Möglichkeiten für seine weiteren Pläne. Bei dem Festmahl am Abend saß Klux neben Rush. Man trank ungeheure Mengen und testete sich in Gesprächen ab, die im entstandenen Rausch aufgelockerter wurden.

Als Klux an der Reihe war, eine Rede auf Zwangsala zu halten, merkte er, wie Rush jedesmal bei dem Wort »Freiheit« unruhig wurde. Als er es in einer Redewendung wieder gebrauchen wollte, unterbrach Rush ihn: »Laß Dich umarmen, Genosse der Freiheit«, sagte er, als gälte es einer spontanen Kundgebung. Beinahe hätte Klux die Besinnung bei dieser Umarmung verloren. Von nun an redete er zurückhaltender. »Du mußt noch einmal sprechen«, sagte Rush ihm am Schluß der Veranstaltung.

»Worüber«, fragte Klux, der immer vorsichtiger geworden war, »vielleicht über Kluxistan?«

»Nein«, sagte Rush.

»Vielleicht über meinen Weg nach Adolarnesien?«

»Nein«, sagte Rush.

»Vielleicht über meine Reise hierhin?«

»Nein«, sagte Rush.

»Und worüber soll ich sprechen?« fragte Klux.

»Über das gute Einvernehmen mit uns – und über den Pflaumenschnaps«, sagte Rush.

HERBERT HECKMANN · ANFÄNGE EINER WELT- REISE

SEINE Schritte sind Sekundenschläge.

»Ich werde mich betrinken.«

Der Wind riecht salzig. Reklame verspricht den Garten Eden. Sein Gesicht starrt ihn aus einem Schaufenster an. Im Lachen zucken die Augenbrauen. Die Lippen sind zu vielen Fragen aufgeworfen. Er wendet sich ab und beschleunigt seinen Gang, Passanten mit einem Lächeln streifend.

Im Hotel steht der Überseekoffer mit den erlesenen Habseligkeiten, Krawatten zu allen erdenklichen Gelegenheiten, weißgestärkte Hemden, ein Bündel Briefe mit der ungelenken Schrift von Liebeserklärungen: G. den 3. März. »Lieber Franz. Es ist eine Ewigkeit her.« Außerdem parfümierte Taschentücher und Bergsteigerschuhe. In der Seitentasche steckt ein zerlesener Atlas, der über und über mit Notizen bedeckt ist, daß die Länder fast nicht mehr zu erkennen sind.

Er geht seinen Besitz durch. Das Meiste hat er verkauft und nicht immer einen günstigen Preis erzielt – aber eine Idee muß hinreißen, sonst ist es eine schwere Sache, sie zu praktizieren. Ein Anflug von Stolz läßt ihn die Finger spreizen.

»Es ist so weit.«

Als er seine Stimme hört, hat er im selben Augenblick das Gefühl, in ein Wunder und einen Bewunderer geteilt zu sein. Er schämt sich, untätig sein zu müssen, und hat Lust, mit einem Menschen zu sprechen, ihm kurzweg zu erklären: »Ich habe großes Glück. Mein Wunschtraum ist in Erfüllung gegangen. Ich fahre nach Amerika. In 7 Stunden geht mein Schiff.« Er würde auf seine goldene Uhr zeigen. Er braucht Bestätigungen. Er würde seinen weißen Hut ziehen und sich glücklich schätzen, eine wertvolle Bekanntschaft gemacht zu haben.

»Ich fange ein neues Leben an.« Er rechnet mit dem Neid seines Gegenübers. »Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Was gehen mich Ihre Zweifel an.« Er steckt sich eine langstielige Zigarre an, und bald ist er in bläulichen Rauch gehüllt und mit großen Plänen auf und davon.

Vielen scheint er lächerlich, seine Art zu tänzeln, irgendein Mädchen zu fixieren, Abweisungen wie einen Gruß hinzunehmen, ein durch-

trainierter Herzog, an hochbeinige, schwingende Doggen gewöhnt, die ihn majestätisch begleiten: aber er stört sich nicht an den abschätzenden Blicken, die außergewöhnliche Taten von seinem Mienenspiel ablesen. Er beobachtet und schlendert dahin. Jedes auffällige Ereignis erregt in ihm eine sonderbare Denklust. Das Gesicht eines Kindes ist hell. Er muß sich entschuldigen, weil er einem Herrn den Ellenbogen in den Rücken gestoßen hat.

Die Ähnlichkeit des Angerempelten mit einem treulosen Freund beunruhigt ihn, die eckige Nasenwurzel, tief liegende, lauernde Augen. Alle Menschen tragen Masken, die wir ihnen überziehen, um sie zu durchschauen. Der Verdacht im Unrecht zu sein, legt sich wie eine strafende Hand auf ihn. Er reibt die Hände aneinander und fühlt sich zu einigen Worten verpflichtet.

»Ich schätze mich glücklich, Sie nicht näher zu kennen. Wo käme ich hin, wenn ich ihr unverhohlenes Mißtrauen für bare Münze nähme. Sie führen ein schlecht ausgeschlafenes Leben.« Der Angeredete erschrickt und antwortet einladend:

»Sie tun mir unrecht. Ich bin ein kranker Mann und aus Gesundheitsrücksichten in der Sonne.« Plötzlich stiehlt sich das Mißtrauen aus seinem Gesicht und seine Wangen zittern vor Freude:

»Freundlich von Ihnen, mich anzusprechen, aber ich habe kaum Zeit. Vielleicht würde sich eine nähere Bekanntschaft lohnen, Sie scheinen herausfordernd glücklich und könnten mir helfen, aber was solls, keiner wird das Unheil abwenden können, das über meinem Haupte droht.«

Er seufzt auf, ohne Zweifel leidend, und wendet sich ab, die Hand an die Brust pressend: in eine schattige Seitenstraße kehrt er ein, den Blick gerade aus. Der Zurückgebliebene kann sich eines Lächelns nicht erwehren, die Erwartung rötet seine Wangen.

Für ihn hat die Erinnerung an die sonderbare Begegnung etwas Freundliches, warum, weiß er nicht, und er geht beschenkt weiter. Das Schiff fährt um 22.30 Uhr mitteleuropäischer Zeit, in Asien krähen die Hähne.

Er beschließt, zur Feier seiner Einschiffung, sich rasieren zu lassen und betritt einen kleinen Friseurladen. Eine frohbusige Frau empfängt ihn mit dem Ausruf: »Ein Kunde, Gott erhalte ihn«, und schon stürzt ein kleiner, beweglicher Mann hinter einer Zeitung hervor, als habe er die

ganze Zeit auf diesen Auftritt gewartet, und ruft: »Mein Herr, Sie wünschen?« Man sieht, er ist glücklich, reden zu können – und während er theatralisch das Messer schärft, hüpft seine Stimme von Ereignis zu Ereignis. »Man denkt sich seinen Teil«, wirft er manchmal ein. »Gestern hat mein Sohn geheiratet, eine großartige Partie. Das Mädchen ist schön und hat Geld. Meine Frau hat geweint. Ich bin noch ganz benommen von den Feierlichkeiten.« Er kommt ins Singen und wischt den Schaum an seinem Handrücken ab.

»Ich muß Ihnen gestehen, ich kann es kaum erwarten, Großvater zu werden, als sei man selbst derjenige...« Sie lachen beide. Glücklich über so viel Anklang fährt er fort. »Sie sehen aus wie ein Schwerenöter, ein Tausendsassa, ein Millionensassa.« Seine Lustigkeit fährt ihm in die Glieder. Er macht einige Tanzschritte. Plötzlich hält er inne. Ein braunäugiges Mädchen ist eingetreten. Da der Spiegel etwas geneigt ist, sieht es so aus, als schwebe sie herab. Er zwinkert ihr zu und hat seinen Kunden ganz vergessen. Gegen den Spiegel klatschen einige Spritzer Schaum.

»Mein Herr, Sie werden schon entschuldigen, wenn ich es jetzt eilig habe.« Das Rasiermesser blitzt in der Sonne.

Als der Kunde, wohlbehalten und frischrasiert, mit den guten Wünschen eines Friseurs überschüttet wieder auf der Straße steht, weiß er vor Tatendurst nicht, wohin er seine Schritte lenken soll. Er überquert eine Brücke. Die Straßen werden unregelmäßiger, die Häuser niedriger, sie rücken zusammen wie geschwätzige Nachbarinnen. Es riecht nach Bier. Ein Meer von Geräuschen, dazwischen Stimmen, refrainselige Musik. Türen gebären hastige Menschen. Ein Gefühl von aufdringlicher Heimischkeit überfällt ihn, als hätte man ihm auf die Schulter geklopft. Die Dame gegenüber trägt eine grüne Feder auf einem kreisrunden, ihr zierliches Gesicht beschattenden Hut. Ihr Begleiter lacht mit einem breiten gesunden Gesicht. Beide scheinen sehr glücklich und schlendern eingehakt vorüber. Ihr Kleid flattert wie ein buntes Fähnchen an einem nationalen Feiertag.

Einen Augenblick ist der Betrachter unentschlossen und gar nicht Herr seiner Gedanken, er fühlt sich an der Hand der lustigen Frau, die für all seine Worte einen leisen Überraschungsschrei hat.

Um 22.30 fährt das Schiff. Die Zeit schleicht auf leisen Sohlen. Er versucht, seinen Vorstellungen eine alltägliche Richtung zu geben,

aber sie haben schon längst in exotischen Zonen Anker geworfen. Ist die Stadt nicht zu einem Staatsbesuch geschmückt? Die Welt applaudiert ihm. In Sekundenschnelle die Szenenfolge von Übermut; er schreitet gutfrisiert und lüstern durch die Menge, Blicke wie Seitenhiebe austeilend. Zweifel. Hungergefühl. Schweiß an den Händen. Das Selbstbewußtsein schillert in tausend Siegen.

– Um seinen Koffer aus dem Hotel zu holen, dem hilfsbereiten Portier ein Trinkgeld zu geben, mit einem Taxi zum Hafen hinüberfahren, wird 30 Minuten dauern, selbst wenn er sich mit dem Portier in ein Gespräch einließe: bedarf es doch wenig Zeit, sich alles zu sagen: Lobhudeleien der eigenen Vergangenheit. Medizinstudent, auf den meisten Gebieten ein Autodidakt, aber brennend interessiert. Leben und Irren, sich freischwimmen: das Pathos von Allerweltswünschen. »Sie wissen, was ich meine.« Er nickt mit einem höflichen Kopf. In dem Kerl steckt eine nationale Erhebung. Im selben Augenblick überfällt ihn ein schwindelerregendes Gefühl von Glück, der Angst nicht ähnlich. Die Häuserwände drohen einzustürzen, in den Fenstern lauern Gesichter.

Er wagt nicht, etwas zu tun. Seine Gedanken sind ein Feuerwerk, das die Hoffnung abbrennt. Er will sein Glück verleugnen, aber schon fühlt er eine Hand an seinem Arm. Er sieht eine feingliedrige Frau mit getuschten Wimpern, die ihn mit einer rauchigen Stimme anspricht.

»Sie haben etwas vergessen.«

Instinktiv fühlt er in der Westentasche nach seiner Schiffskarte. Als sie sein erschrockenes Gesicht bemerkt, beginnt sie hell auf zu lachen.

»Mich haben Sie vergessen,« und sie stößt ihm ermunternd den Ellenbogen in die Seite.

»Mich, denn ich bin unumgänglich.«

Sie schaut aus wie die letzte Strophe eines Volksliedes: ein Gesicht aus Schnee, aber ihre Stimme ist vulgär. Er macht ihr ohne Umschweife das Angebot, zusammen essen zu gehen. Sie nickt mit dem Kopf und behauptet, sie heiße Anna und stamme aus Wien. Ihre Hand streicht eine Locke aus der Stirn. Er versucht, mit ihr Schritt zu halten, kommt aber ins Stolpern und kehrt zu seinen großen weitausgreifenden Schritten zurück, daß sie fast neben ihm herlaufen muß. Sie hört ihm zu und schaut in die Auslagen. »Wir sind Klaviere« sagt er, »auf denen die Welt ihre Etüden spielt.«

Als sie sich an einem weißgedeckten Tisch gegenüber sitzen, tau-

schen sie ihr Leben. Kinder armer Eltern, Kaviar der großen Erwartungen. »Ich saß oft meinem Vater auf den Knien und nach ihm bei vielen anderen Männern.« »Die unheilbare Einsamkeit der Seele« erwiderte er, und sie tranken sich zu. Er verheimlichte seine baldige Abreise und streichelte ihre Hand.

»Deine Weisheiten sind dir viel zu eng.« Sie lachen beide über die Zweifel hinweg. Er bestellt noch eine Flasche Wein. Sie kämmt ihre Haare. Er bemerkt plötzlich, wie ungewöhnlich bleich ihr Gesicht ist. Wenn sie nicht lacht, sieht er Falten um ihre Mundwinkel. An den Schläfen zucken die Adern. Sie spürt seine Augen auf ihrer Haut und sagt schnell: »Trink doch.« Er hebt sein Glas wie einen Vorhang hoch. *Odi et amo*. »Dein Mund ist eine Schatztruhe, aber er birgt nichts anderes als ein silbernes Gähnen.« Er erschrickt über seine Stimme, die aus einer Tonne zu kommen scheint.

»Ich verstehe kein Wort, kein Sterbenswort«, erwidert sie.

Er ist ruhiger geworden und in sich selbst zuhause. »Wie das heiß ist, sonnig und blauumtanzt. Es ist still wie in einer Kirche – und als er das Schweigen nicht mehr ertragen kann, bekennt er schroff und laut: »Mein Schiff fährt um 22.30.« Sie lacht hell auf und sagt: »Das kenne ich: alle haben zur Flucht gesattelt, dabei hat mir einmal eine Frau gesagt, ich sei *schön*.« Sie hält ihm ihr Gesicht wie eine Frucht hin.

Ihm ist zum Tanzen zumute. Erinnerungen an vielversprechende Versanfänge, jambisches Geschmuse. Sie hat die Augen weit aufgerissen. Er versucht, unendlich viel zu sagen. Seine Worte fallen wie Hunde hinter seinen Gedanken her. »Ich traure den Dividenden göttlicher Weisheit nach. Meine Träume sind Hefe, die die Welt zur Unförmigkeit aufquellen lassen. Im Fron der geizigen Vernunft. Wir alle sind bettlägerig, ein Häufchen Schlaf.«

Sie preßt ihm ein Taschentuch an die nasse Stirn. »Ihr goldumwandete Philister«, sagt er und lacht sich in ihr Vertrauen. Sie hilft ihm auf und begleitet ihn matronenhaft zur Tür, nachdem er in Bausch und Bogen bezahlt hatte. Auf der Straße redet er unverdrossen. Manchmal bleibt er stehen und flüstert: »Ich verbiete mir solche Gedanken.« Sie holen zusammen den Koffer aus dem Hotel. Er spricht einige Worte mit dem Portier, der den Oberkörper vorbeugend einige gute Wünsche dem Weltreisenden auf den Weg gibt. Alles ist nur eine Variation unserer Heimat. Er würde eine Postkarte mit der Freiheitsstatue von New York

erwarten. Er grüßt militärisch. »All das Schöne«, sagt er mit bewegter Stimme, »ist bei mir gut aufbewahrt«, und er deutet auf seine goldbetreßte Brust.

Als er sich von ihr, die sich Anna nennt, verabschiedet, ist er gelassen ironisch. Ihre Hand liegt wie Porzellan in seinen Händen. »Anna« beginnt er, aber ehe er weiterreden kann, unterbricht sie ihn. »Den Namen habe ich nur für dich getragen.« Sie wendet sich ab und geht auf ihren kothurnhohen Stöckelschuhen davon, einen Hauch von herbem Parfüm zurücklassend.

Der Nebel fällt langsam in weißen Flocken. Die schwarzen Arme der Krane ragen leer und gebieterisch in den Himmel. Er hebt seine Hand und winkt. Ein kalter Wind sitzt ihm im Nacken. Er geht auf das Schiff zu. Ein Gepäckträger hat den riesigen Koffer auf die Schulter genommen und folgt ihm mit monotoner Stimme sein Leid klagend. »Meine Frau ist mir davongelaufen. Ich habe sie auf Händen getragen, wie ich Ihren Koffer trage.« Ein Labyrinth von fremden Sprachen. Kommandorufe. Er drückt dem Gepäckträger Trinkgeld in die Hand.

Jetzt ist es soweit.

Er betritt seine Kabine und prüft die Weiche seines Bettes. Jegliche Spannung ist aus ihm gewichen. Später geht er wieder nach oben und sucht sich einen freien Platz an der Reeling. Ketten rasseln. Ins Wasser klatschen Trosse. Abschiedsworte und Ermahnungen. »Vergiß uns nicht.« Eine Schutthalde von Redensarten. Das Schiff zittert, und die Kaimauer rückt allmählich zurück. Zwischen den Masten und Drähten zieht ein Dunst von Licht. Die Schiffssirene klagt über das verlorene Land.

»– Ich werde neue Menschen kennen lernen, lachen, küssen, tanzen, in prächtigen Zimmern den Kopf zur Ruhe betten und in weltmännischer Umgebung aufatmen, vom Fenster aus das Panorama einer aufblühenden Stadt – Dunst von Industrien, eine Fülle von Beschäftigungen, Visionen eines wilden Lebens, Länder liegen zu heißblütigen Eroberungen bereit,« Mutmaßungen, wohin das alles noch führt, ein armer Bursche zieht mit einem Strohalm aus und kehrt mit Reichtümern zurück. Er kann sich der Macht der Zukunft nicht entziehen, Tränen stürzen ihm in die Augen. Er steckt sich eine Zigarre an und wartet.

PETER WEISS · DER GROSSE TRAUM
DES BRIEFTRÄGERS CHEVAL

DIE unbestimmbare, beim ersten Anblick unförmliche Masse unten in dem am Abhang liegenden Garten. Ein aufgetürmter Termitenbau, wie aus Sekreten zusammengeleimt. Steine, Muscheln, Äste, Wurzeln, Moose. Übergossen mit grauem Teig, zerknetet, zerwühlt, überall das Gefühl der Hand, die diese Brocken zusammengefügt hat, Brocken wie mit Speichel getränkt. Man umfaßt erst die Ganze, dieses verworrene Gebilde, ahnt erst die heimliche Ordnung die die Bewegungen der Hand leitet. Der Blick tastet über die verschlungenen Formen, entdeckt Gesichter, Gestalten, Glieder, Tiere, doch zuerst nur als Andeutungen. Die Grundmasse des Traums. Die erste Begegnung. Hier entsteht etwas. Eine Welt von Gedanken. Ein Murmeln, ein Selbstgespräch mit Traumstimme. Worte. Traumworte, eingeritzt in das Fließende, Worte, kaum deutbar, zersprungen, zerfasert. Die Wirklichkeit eines Ich ist im Entstehen begriffen. Mein Ich, das ist meine Imagination. Ich träume. Aus Impulsen, Gedanken, erichte ich Formen. Alles verschlungen, verworren, überladen mit Eindrücken aus der Tageswelt. Abbildungen aus alten, zerfledderten Zeitschriften, orientalische Architekturen, indische, balinesische Tempel, präkolumbianische Skulpturen, afrikanische Dschungel. Doch diese Bilder verlieren sich schon, es bleibt nur der Bautrieb innen in meinem Traum, es bleibt nur der Trieb des Schmückens, des Umschmelzens. Kunstgeschichte, Geografie, Etnografie werden schon zu leeren Begriffen. Dies hier ist meine eigene, innerste Welt. Ein Dorf im Süden Frankreichs. Ein Landbriefträger. Alles was außen ist gerät in Vergessenheit. Nur der Traum besteht. Nur seinem Traum hält er die Treue. Und hier seine absolute Sicherheit. Nur die innere Stimme. Das lebendige Innere. Die Windungen des Gehirns. Die Gedärme. Das Herz. Die Lungen. Das Atmen. Das Strömen. Der Puls. Der Organismus mit seinen Regungen. Das Geschlecht. Das Suchen nach weichen Gliedern, daran zu tasten, sie zu lieblosen. Brüste, Hüften, Schöße. Sich an sie zu schmiegen, sich in sie hineinzudrängen. Die innere Welt, ich liefere mich ihr aus. Jetzt bin ich in ihr, sie umschließt mich. Hier bin ich durch irgend-

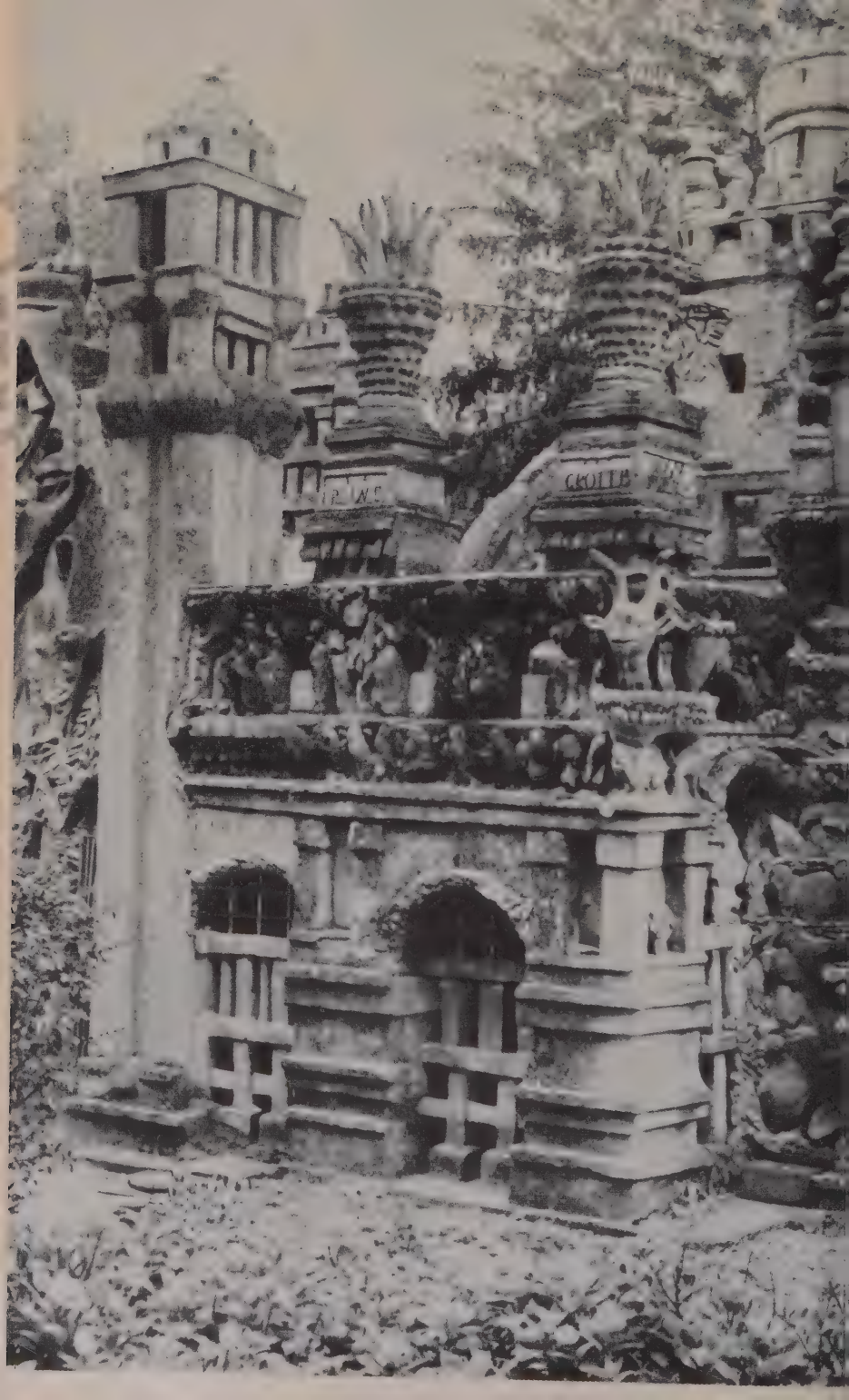
ein Tor, irgendeine Öffnung hineingeraten, in das Innere der Gedanken, in das Innere der Impulse. Überall drehen, senken sich die Formen, steigen an, breiten sich aus, werden zu Ornamenten, Gewächsen, Früchten, haben Augen, strecken Glieder aus, schieben sich vor, ziehen mich tiefer hinein in Gänge, Schächte, Alkoven. Erinnerungen noch an Tropfsteinhöhlen, Gartengrotten, etruskische Grabmäler, Aquarien, und dann alles verwandelt zu einem Einmaligen, Unvergleichbaren. Ich bin im Innern eines Traums. Verstehe die Sprache dieses Traums. Verstehe die Formeln, die Symbole, die Hieroglyphen dieses Traums. Jede kleinste Einzelheit hat ihren Sinn. In jeder kleinsten Einzelheit drückt sich das Einmalige dieses Lebens aus. Wurzeln und Fasern, Verwurzelung mit Ursprung, Geburt. Frühste Kindheit mit Gnomen, Feen, sonderbaren Kühen, Kälbern, Hasen, Fischen, Vögeln. Steinbrocken, Formbrocken, immer nur an etwas erinnernd, an Gestalten, Wesen. Oder Gestalten, Wesen, schon wieder verschwimmend in den Brocken. Alles von innen nach außen gestülpt, von außen nach innen gestülpt. Die Proportionen dieses Gebildes unübersichtlich. Überall Einblicke. Plötzliche Sammelplätze fantastischer Erscheinungen, Anhäufungen von Traummaterial, Ideenherde, ein Getümmel von mikrokosmischen Zusammenfügungen. Formbrocken aneinandergereiht in seriellen Variationen. Das Thema eines Gesichts oder eines Körperteils immer wieder verwandelt, übereinandergelagert, eingenistet in Nischen, chinesischen Schreinen, Becken, Galerien. Gruppen von Brocken auf altargleichen Vorsprüngen geordnet. Heiligtümer. Alles ist wertvoll, dient einer Anbetung. Einer Anbetung des Lebensstroms. In diesen Ansammlungen runder, verschliffener Steine saugt der Blick sich fest, sucht nach Gestaltungen, findet die immerwährenden Abwandlungen. Schmelztiegel eines schöpferischen Prozesses, Sammelpunkte konzentrierter Augenblicke in denen man den unendlichen Reichtum innerer Motive empfindet. Und dann, mit einer Wendung des Blicks, die Begegnung mit großen Figuren. Da stehen sie wartend, lauschend, die Gesichter starr, schwer, zeitlos. Tief drinnen im Gewirr der Gedankenbänder, an das Dunkle, Ungeformte gelehnt, oder daraus hervortretend, oder in das Geröll hineingegraben. Dumpfe, vereinfachte Profillinien. Eine Hand erhoben zur Schulterhöhe, zu einem Gruß, oder um Einhalt zu gebieten, oder um sich festzuhalten, oder um sich abzustößten im erstarrten Augenblick dieser Zusammenballung

dieser Gefühle in diesem träumenden Leib dieses Briefträgers. Alles geschieht in seinem Innern. Er ist in sich drinnen, er träumt und er baut das Geträumte. Die Gestalten seines geheimen Lebens. Der primitive Mann, der Steinzeitmann mit seinen Beschwörungen. Er errichtet diese Reliefe, diese Skulpturen, um den Augenblick seines Lebens festzuhalten, den Augenblick zwischen Geburt und Tod. Sein Material Sand, Staub, Steinbrocken, mit Lebenssaft vermengt. Seine Hände wühlend im Lehm. Seine murmelnde Stimme, dichtend in dunklen Versen. *Sur cette terre comme l'ombre nous passons.* Ritzt mit der Hand das Gedichtete in die Verdichtungen, und überwindet hier sein schattenhaft kurzes Leben, hebt es aus Ursprung und Vergehen heraus und überliefert es der Natur, läßt es als monströses Gebilde im Garten der Welt liegen, der allmählichen Verwitterung unter größeren Zeitläuften ausgesetzt. Die zehntausend Tage, die dreiundneunzigtausend Stunden dieses Traums sind zu einem einzigen Augenblick geronnen, zu einem Augenblick, der ein ganzes Lebenswerk in Erscheinung treten läßt. In unbeirrter Folgerichtigkeit gräbt, wühlt, schaufelt, mauert er an seinen Visionen, festigt sie mit seinem plasmaartigen Arbeitsmaterial, kratzt, schabt, schleift an ihnen in unermüdlicher Hingabe. Das gestrichelte Linienspiel seiner Fingernägel, seines Messers, seines Spachtels an den erschaffenen Figuren. Abdrücke seiner Hände im getrockneten Lehm. Vertiefungen vom Druck seiner Daumen. Die Ausdauer beim Nachzeichnen und Nachkneten dieses Traums den er träumt kommt aus Quellen die tief unter seinem individuellen Dasein liegen. Er ist wirksam, wie sein Traum wirksam ist. Er wächst mit seinem Traum. Er berechnet nicht. Seine Vernunft ist ausgeschaltet, er folgt nur der Stimme die tief in ihm wuchert, und was diese Stimme ihm einflüstert ist ihm einzig gültige Wahrheit. Das Flüstern der Traumkraft ist zu hören zwischen diesen kühlen, zerschorften, bröckelnden Steinwänden, es ist ein Flüstern in allen Sprachen, ägyptisch, babylonisch, indisch, provenzalisch, und viele die später hier eintraten, ließen etwas von ihren Stimmen hier, und sie gaben etwas von sich diesem Traum hinzu, das wertvollste was sie geben konnten, ihren Namen. Im blinden Drang, sich mit diesem Traum zu verschmelzen, haben sie ihr Ich mit den Zeichen ihrer Namen in die Texturen der versponnenen Ebenen eingepflanzt, überall ist das Traummaterial bereichert worden mit den geritzten, geschriebenen, gemalten Namen der Eingetretenen. Die Bildwände, die Leiber der

Göttinnen und Dämonen, die Köpfe und Bäuche der Tiere sind überwoben mit Schriftzeichen und Daten, und dieses Linienspiel ergänzt und bestätigt das Entstandene. Diese Wirrnis von ineinander hineingreifenden, einander unlesbar machenden, einander auslöschenden Namen gibt dem Material seine Vollendung. Dieses Werk ist ein Stück Natur, es wächst ohne Zweck, nur weil es lebt und wachsen muß. Es entfaltet sich blütenhaft, verzweigt sich, schlägt neue Triebe. Seine Schönheit ist unbewußt und schmeichelt niemandem. Die Masse dieses Werks ist ganz in sich geschlossen. Schweigend und schwer liegt sie in der Tiefe des Gartens. Wächst auf als Formation zwischen Gebüsch und Bäumen in ihrem erdigen, sandigen, steinernen Wachstum, verwandt dem Geröll, dem Gezweig ringsum. Das Naturhafte, die Verwandtschaft der einzelnen Formen mit dem unbearbeiteten Stein ist überall bewahrt. Was an körperlichen Wesen im Reichtum der Strukturen hervortritt weist auf seine Abhängigkeit vom rohen Bruchstück hin. Aus dem Stein ist nur hervorgehoben was schon im Stein war. Oder der Stein ist belassen in seiner embryonalen Rundung, aus der alles werden kann. Alles ist nur Unterlage für die fließende Fantasie, will immer wieder neue Deutungen aufkommen lassen. Aus Flecken entstehen Gesichter, in den Schatten glaubt man Gestalten, Zeichen zu erkennen, die sich gleich wieder verlieren. So hat er das Material zu seinem Bau gesammelt, auf seinen Wegen als Landbriefträger, dreiunddreißig Jahre lang, die Steine, die Lavastücke, die Fossilien, die Felsbrocken, mit ihren ausgewaschenen Rändern, Adern, Schichtansätzen, Vertiefungen, Löchern, Buckeln, hat sie aufgehoben, betrachtet, Anregungen in ihnen gefunden, hat sie in seine lederne Tasche gelegt, zu den Briefen, schwer an ihnen getragen, hatte seinen Blick ständig über den Boden gleiten lassen, auf seiner einzigen Suche. Seine Augen, ständig zur Erde gesenkt, zusammengekniffen, spähend, wachsam. Seine Gegenwart im Innern dieses Gebildes so stark, weil dies Gebilde kein Kunstwerk ist, sondern nur Ausdruck einer Seele. Seelenlabyrinth, Gefühls-, Gedankengrube. Man wird nicht vor ein Kunstwerk gestellt, um es zu betrachten, um es zu beurteilen, sondern man gelangt tief in das Fantasiereiche eines Menschen hinein. Andere tragen diesen Traum, der ein Leben lang dauert, in die Irrenhäuser, versinken dort in der Dumpfheit ihrer Einkerkierung, diesem Briefträger aber gelang es, seinen Traum zu materialisieren, und damit sein Leben zu retten. Alle

seine analen, obszönen Regungen sind in diesem Traum enthalten. In diesem Traum ist das Innere der Gedärme zu spüren, er wühlt in Kotmassen, knetet an den schweren Trauben des Kots, alles fließt von Kot, windet sich, schlängelt sich, erhärtet sich schließlich zu trächtigen Säulen, Böschungen, Spiralen, Gehängen. Und daraus hervor stoßen sich die großen Phalluspilze, gebogen, aufragend, geil. Und in langen Reihen die Weiberbrüste, geschwollen, lockend, mit zärtlich gezwirbelten Spitzen. Und eingekerbt in den weichen Brei des Grundmaterials die Spalten der Schöße, mit aufgewölbten Lippen, die Schöße aller Erdgöttinnen, furchtbar fruchtbar, umzingelt von gehörnten Tierköpfen. Es ist aber alles in Verwandlung begriffen. Was eben noch als Impuls aus Gedärm und Eingeweide aufstieg und seine Form diesem Gedärm und Eingeweide entnahm entwickelt sich schon weiter in märchenhaften Variationen. Was eben noch als Exkrement quoll steht jetzt da als Architektur eines Zauberreichs. Du befindest dich im Innern des Körpers, innen in den Zellen und Geweben, vor deinem Blick öffnen sich Kreuzgänge, Pfeilerhallen, Treppengerüste, Kammern und Abstiege wie man sie in einer mikroskopischen Erscheinungswelt wiederfinden kann. Neben den Nischen, die mit den Schätzen gesammelter Steinchen gefüllt sind, und um die sich die Schleier von Spinnweben legen, als ähnlich vollendeter Bestandteil wie das geschriebene Netz der Namenszeichen, befinden sich in einer Höhlung die Werkzeuge des Träumenden, ein verkrusteter Blecheimer auf einem Wandbrett, zwei verkrustete, von Metallringen zusammengehaltene Holzkrüge, eine verkrustete Schaufel und ein verkrusteter Schubkarren, die Stangenknäufe abgegriffen von seinen Händen. Staub grau lagernd über allem, Staub von Lehm, Sand, Stein. Höre ihn atmen, murmeln, höre ihn seine Sprüche sprechen. Versuche, die Texte zu entziffern, Texte, durchdrungen von Worten die von draußen, von seiner Außenwelt her, in ihn einge drungen sind, Worte, die plötzlich verdeutlichen, daß dieser Mann Bürger eines französischen Dorfes war, daß es draußen, in den Außenschichten seines Lebens Begriffe wie Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Pflichterfüllung für ihn gab. Das Widerspruchsvolle solcher Inskriptionen gehört mit in diesen Traum hinein. Er, ein Mann, der treu sein Amt ausführt, der ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den Menschen ist und ihre Briefe zwischen ihnen hin und herträgt, bückt sich überall auf seinen Wegen, um Bruchstücke der Erde mit in seine Leder-





che zu legen. Er, verheiratet, fest ansässig in einem Dorf, zugehörig
 der Nation, kramt diese Bruchstücke der Erde bei sich zuhause aus,
 In Leidwesen seiner Frau. Er ist besessen von seinem Traum, er lebt
 allig in seinem Traum, nach außen hin aber will er diesem Traum eine
 Nützlichkeit geben, er schreibt in die Fassade, daß er mit diesem Bau die
 Ausdauer und Tüchtigkeit eines Landmannes beweisen will, seht nur,
 Jahrzehnte arbeite ich, einziger Mann, an diesem Monument. An
 diesem Monument zur Verherrlichung der Natur. Oder zur Ver-
 herrlichung einer pantheistischen Idee. In den Augen seiner Nachbarn
 der ein harmloser Verrückter, man hat sich an ihn gewöhnt, er mauert
 unten an seiner Gartengrotte, als Kind hat man ihn schon da schau-
 en, schaben und schleifen gesehen, als Erwachsener sieht man ihn
 immer noch schaufeln, schaben und schleifen, neue Generationen sehen
 in Alten da unten, zwischen dem Gebüsch, den Birnenbäumen, schau-
 en, schaben und schleifen. Die Hartnäckigkeit, in der er in seinem
 Werk lebt, die absolute Notwendigkeit der Schöpfung dieses Werks,
 weiß er sich nicht anders zu erklären, als mit Vernunftsgründen. Er ist
 bescheiden, so sehr gebunden an die Vorstellungen einer praktischen,
 ökonomisch gesinnten Dorfwelt, daß er den Fleiß als einzigen Aus-
 druck seines Genies rechnet. Die Tatsache, daß er dreiunddreißig Jahre
 lang am Bau ist, ist ihm genug. Dies tröstet ihn. Er will sich nicht recht-
 fertigen als Künstler. Seinen Nachbarn, die ihn verlachen, hält er nur
 seinen Bauernfleiß vor, in Gestalt der Texttafeln, zum Sprechen ist er
 scheu geworden, kennt nur noch sein murmelndes Selbstgespräch.
Heureux l'homme libre brave et travailleur. Le rêve d'un Paysan. Die Größe
 dieses Baus wird einem erst bewußt, wenn man, aus dem Gang mit dem
 seinen grau verstaubten Karren kommend, nach draußen tritt, und
 den Blick empor und zu den Seiten wendet. Man war im Unübersicht-
 lichen, in der Traumtiefe, man hatte sich umhergetastet zwischen Säu-
 len, Andachtsstätten, Opferplätzen, Turmgewinden, Höhlungen, Ne-
 bern, man hatte sich bewegt in den Abgründen eines Tierdaseins, einer
 Vorgeschichte der Menschheit, nun sieht man die Hüllen eines mächti-
 gen, wuchtigen Organismus aufragen. Als man sich diesem Organis-
 mus zum erstenmal näherte, als man ihn da in der Tiefe des Gartens
 liegen sah, konnte man ihn noch gar nicht fassen. Man konnte ihn mit
 nichts vergleichen, fand nur entfernte Ähnlichkeiten mit Sandburgen,
 vielzeughaften Grotten, verschrobenen Lustschlößchen, hatte keinen

Begriff von seinem Inhalt, seiner wirklichen Ausdehnung, er schien fast klein unter den hoch ihn überragenden Tannen. So wie der Baumeister in seinen Tafeln seinen Fleiß erwähnt, so mißt er auch sein Werk mit äußeren Maßstäben, er macht uns darauf aufmerksam, daß die östliche Fassade sechsundzwanzig Meter lang ist, die westliche Fassade sechsundzwanzig Meter lang, die nördliche Fassade vierzehn Meter lang, die südliche Fassade zehn Meter lang, die Höhe variierend zwischen acht bis zehn Metern. Doch diese Maße besagen nichts vor dem wuchernden Reichtum jedes kleinen Stückes, und vor der Auflösung des Außen und Innen; was er Fassade nennt, ist kaum zu finden, alles dreht und windet sich hinein in Öffnungen, die in die Tiefe führen. Was einem drinnen begegnet ist hier draußen schon eingelassen. Nischen, Gewölbe und Säulenhintergründe, vorbereitende Tagesreserven in der Form von Miniaturbauwerken, Tieren und menschlichen Gestalten, die kleinen Figuren wie Abdrücke flüchtiger Begegnungen, jemanden den man beim Vorübergehen in einer Tür stehen oder an einem Fenster blicken sah, mit undeutlichem, verwischem Gesicht. Wieder das Widerspruchsvolle, das eigentümlich Blinde in der Einstellung dieses Baumeisters. Ein Bauwerk von sechsundzwanzig Meter Länge, das kann doch jeder aufführen, in einer Zeit kürzer als dreißig Jahre. Er weiß nicht, was das für ein ungeheures Werk ist, das unter seinen Händen aufwächst, er hat keine Erklärungen, und vielleicht ist es wahr, wie es die Nachbarn glauben, daß dieser Schöpfungsprozeß nur Ausdruck ist für eine Geisteskrankheit, und er will sich verteidigen, es sind jedenfalls sechsundzwanzig Meter, und für ihn sind diese sechsundzwanzig Meter eine Riesenhaftigkeit, weil jeder Meter Hunderte von Metern feinsten Umringungen enthält, darüber kann er aber nicht aussagen, er ist nicht Künstler, er ist nur Träumender, und ein Träumender kann innen in seinem Traum seinen Traum nicht erklären. Tempel der Natur, Grotte der Feen nennt er sein Werk, und jetzt verlieren sich schon wieder die Aussprüche die sich an die Vernunft, die äußeren Normen halten wollen, er spürt nur die innere Stimme, deren Folgerichtigkeit mit keinen logischen Worten erklärt werden kann, er spürt, um was es bei diesem Bau geht, er spürt das unaufhörliche Pochen einer Idee die gestaltet werden muß, er spürt das Netz innerer Zusammenhänge, seine ganze Schöpfung webt er aus diesen inneren Zusammenhängen hervor, ohne Anspannung, mit der schlafwandlerischen

herheit eines Mediums. Er ist dreiundvierzig Jahre alt als er mit dem
u beginnt, und er weiß, warum er plötzlich beginnen muß, in der
ife seines Lebens, dieser Augenblick des Wissens, dieser Augenblick
Eingebung, dieser Stoß, so stark, so einfach, so überzeugend, er
nt auf seinem alltäglichen Weg und stolpert, er stolpert über einen
in, ein Stein hat sich ihm in den Weg gelegt, er bückt sich, betrach-
diesen Stein, er hebt den Stein auf, dreht und wendet ihn, der Stein
von sonderbarer, bizarrer Form, körperhaft, maskenhaft, fratzen-
t, ein Stück Skulptur, von Wasser und Wind und von den Bewe-
ngen der Erde gemeißelt, ein Stück Schmuck, ein Geschenk, und die
ffindung dieses Steins ist die Auffindung eines alten Traums, jetzt ist
da, der Traum, klar und erreichbar, nachdem er lange in Vergessen-
t geraten war, wie hatte er ihn nur vergessen können, den Traum
n er einmal in seiner Jugend träumte, diesen leuchtenden Traum vom
enpalast, diesen Traum, der ihn auf Jahre hin verfolgte, diesen Traum,
sen Formenpracht sich in ihn eingeätzt hatte, diesen Traum von dem
underbaren, unerreichbaren Bauwerk, und jetzt mit einem Mal weiß
er kann dieses Bauwerk nach seinem einzigartigen Vorbild errich-
t, er weiß, es wird ihm gelingen, er weiß, er wird den Rest seines
bens diesem Bau widmen. Verzaubert trägt er diesen ersten Stein
m Palast seines Traums mit sich. Ich weiß nichts über das Leben die-
Mannes, doch seine kurzen Bemerkungen über den Unwillen seiner
u angesichts der herbeigeschleppten Steine deuten auf eine Entfrem-
ng hin, vielleicht befand er sich in der Krise der Lebensmitte, war
elleicht auch etwas sonderlich, war grüblerisch und vereinsamt ge-
orden auf seinen langen Wanderungen mit der Posttasche. Der ver-
kene Jugendtraum lag in ihm, gärend und bedrückend. Das plötz-
he Wiederaufflammen des alten Idealbildes veränderte sein ganzes
ben, gab ihm plötzlich ein Feuer, eine innere Glut, und aus dem un-
neinbaren Briefträger Cheval wurde ein Seher, ein Visionär. Wäh-
nd der Jahrzehnte seines Bauens blieb er der verkannte, etwas ver-
robene Dorfbewohner, niemand dachte daran, daß hier ein Monu-
ent des Ausdruckswillens geschaffen wurde, er selbst wußte nichts
n Architektur, von Formgesetzen, modernen Kunstbestrebungen,
folgte nur seiner Intuition, und so wie Zellen sich vervielfältigen, wie
ätter an Zweigen keimen, wie Kristalle sich aneinander gliedern, so
uchs dieses Werk, in sich enthaltend das Wunder aller natürlichen

Proportionen. *La vie est un océan plein de tempêtes entre l'enfant qui vient de naître et le vieillard qui va disparaître.* Die zweite Hälfte seines Lebens verbringt er mit der Verwirklichung seines ozeanischen Lebenstraums. Ich kann ihn mir denken, wie er abends in der Laube sitzt, die er vor seinem Bau errichtet hat, der Laube mit der steinernen Bank, dem steinernen Tisch, unterm Blättergehege, wie er sein Werk betrachtet. So mageres Bauerngesicht, die spähenden, zusammengekniffenen Augen, der herabhängende Schnurrbart. Die verarbeiteten, knöchernen Hände gefaltet. So erhebt sich das Werk, hier im Mittelstück der Hauptwand, in den grottenartigen Gefügen, die ersten gefundenen Steine, wie Reliquien hervorgehoben, in einer kaskadenhaft fließenden Masse, umgeben von Rundbögen, von quellenden Lavaströmen und fruchtartigen Formen, überall von kleinen, vorlugenden Wächtern bewacht. Weit aufsteigend Brunnen, Giebel, Zinnen, Pagoden, Treppen, versteinerte Gezweige, versteinertes Blattwerk, korallenhaft knorplig, körnig, glitzernd und flimmernd von eingesetzten Steinchen, Muscheln. Widderköpfe, Leopardenköpfe, Schlangen, Lianen, Palmen, Adlerhäupter, Wingen, Tauben, Bären, Elefanten, Engel, Heilige. Dies alles wächst, läßt sich entziffern und gleich wieder anders deuten. Gekleidet in einer Hülle aus hellen Steinen eine lebensgroße geisterhafte Gestalt, halb Weib, halb Mann, ohne Gesichtszüge, die Arme hinter sich ins Dunkel des Grotteninnern gestützt. Diese Gestalt ist wie eine Priesterin, die Priesterin eines Opferkults, und ich spüre, wie wenig ich erst vom Innern dieses Bauwerks erfahren habe, nur als Besucher vom Außen. Bin ich darinnen umhergegangen, umhängt mit der Rüstung meiner Zivilisationswelt. Eine Weile habe ich mich dieser Traumwelt ausgeliefert, nun aber ist es schon wie nach dem Erwachen, und ich kann mich kaum mehr an die Bestandteile dieses Traums erinnern, ahne nur noch von fern seinen unerschöpflichen Reichtum. Einen Reichtum, der nirgends mit starken Farben prahlt, der sich verbirgt unter erdfarbenen, steinfarbenen Tönungen, der vom Auge das Erkennen der feinsten Schattierungen verlangt. Neben diesem Werk, mit seinem Gewirr von sonderbaren Flecken, Volumen, Punkten, Rillen, Formkontrasten, Unregelmäßigkeiten und Andeutungen verblaßt alles was heute in der spontanistischen, tachistischen Kunst erstrebt wird. Außer der hervortretenden Verwandtschaft mit Werken eines Klee, eines Wols, eines Michaux, wird das meiste im Vergleich eitel und selbstbetrügerisch.

man wirft wahllose Materialmengen hin, denen man eine Selbständigkeit zuspricht, der die menschliche Hand nur wie ein Werkzeug unterworfen ist. Eigentlich aber sitzt man fest in einem Naturalismus, indem man kopiert, man bildet ab, was jede zersprungene, zerschlossene, zerklüftete Mauerebene, jede zerschabte und bekritzelte Pissoirwand, jeder Plankenzaun mit aufgelösten, zerborstenen Resten übereinandergeklebter Anschlagspapiere überzeugender ausdrückt. Artifizuell und kitschig errichtet man in den Salons nur Abklänge aus der Welt des Zerfalls, des Zerbröckelns, aus der Welt der Schutthaufen und Gemüllplätze. Man will herankommen an das Zufällige, das Ungeordnete, das Unbewußte, und dann rahmt man es ein und stellt es auf Sockeln und übergibt es der Organisation eines kommerziellen Apparats. Von Leben ist hier nichts zu spüren. Dieses Werk lebt schweigend. In Verborgenheit. Es stellt sich nicht aus. Es verharrt in der Erde aus der es herangewachsen ist. Man muß zu ihm wandern wenn man es sehen will. Man geht einen Gartensteig unter Weinranken hinab, man geht an Büschen, Bäumen vorbei, man ist in einer ländlichen Gegend, unterhalb eines Dorfs am Berghang, Hunde bellen, Hähne krähen, ringsum die Regungen eines alltäglichen Lebens. Und jetzt, wenn man im Innern dieses Gebildes geweilt hat, und aus dessen kühler Dunkelheit hervorgetreten ist und es umschreitet, faßt man erst ganz, wie es für sich steht, in seiner Geschlossenheit, seiner barbarischen Üppigkeit, seiner stummen Abweisung. In seinem eigenen Garten, in seiner eigenen Erde erbaut der Briefträger sein Formgebilde, es ist verwurzelt mit diesem Garten, mit dieser Erde, hier wird es bleiben, bis es von den Naturkräften einmal zurückverwittert ist zu seinem Urzustand aus Sand und Gestein. Eigentlich ist ihm die Außenwelt völlig gleichgültig. Er hat sich in seinem Traum verschanzt, sein Traum ist seine Festung, draußen, hinter der Gartenmauer, ist das Dorf, der Alltag, hier drinnen baut er sich in immer dichteres Filigranwerk ein. Er will nicht mehr verstanden werden, vielleicht sind die frommen Sprüche an den Außenwänden nur ein Hohn, nur eine Ablenkung. Vielleicht verspottet er den Beschauer, da er ihm seinen Fleiß vorhält, vielleicht verlacht er ihn oben hinter den Schießscharten seiner höchsten Traumphöhen. Denn neben dem Meditierenden, dem verborgenen, dem unterirdisch wühlenden Cheval gibt es noch einen anderen Cheval, ein Cheval der Don Quichotte ähnlich ist, ein Cheval der von Ritterburgen träumt, von Heerführern,

von gefangenen Prinzessinnen, von einem Leben in Größe und Herrlichkeit. Er verhöhnt den Beschauer, wenn er ihm einredet, Ich bin nur ein einfacher Bauer. Er will seine Ruhe haben. Genie ist Fleiß, ritzt er in die Wand. Doch er weiß, sein Genie ist nicht Fleiß. Sein Genie ist Heuchelei. Sein Genie ist, daß er die ganze Welt, mit allen ihren Erscheinungsformen, in sich, vor sich, um sich aufsteigen lassen kann. Drei große Wächter stellt er in den Türflügel der Hauptwand. Drei Riesen, abschreckend, steil aufgerichtet, mit der Wand verwachsen, auf Schultern und behelmten Häuptern Befestigungsblöcke tragend, zwischen sich hervorbelfernde Köpfe von Raubtieren mit gebleckten Zähnen, drei Riesen, die langgezogenen Körper mit Steinschuppenpanzern bedeckt, die Arme, seltsam verkürzt, wodurch die Leiber noch länger erscheinen, in die Höhe gestreckt, hinein ins Gemäuer, hinein in die Gruppen von Penistürmen, die kleinen runden Gesichter starr geradeaus gerichtet, mit dem düster unheimlichen Ausdruck von Wahnsinnigen. Er gibt ihnen Namen, Der große Verteidiger Galliens, In der großen griechische Weise, Der große römische Eroberer, in diesem Druck klingt verkörpert sich sein Machttraum, sein Traum von seiner eigenen übermenschlichen Größe. Dem Schutz dieser Riesen unterstellt er sein Bauwerk. Zwischen diesen Riesen, in ihrer Kniehöhe, stehen zwei weibliche Figuren, in stilisierter Haltung und vereinfachter Ausführung. So wie jede Einzelheit in diesem Werk vielschichtig ist und sich von Assoziation zu Assoziation weiterleiten läßt, so sind auch die beiden, fast identischen, Gestalten, die er Druidinnen nennt, und denen er die Namen Valeda und Inez gibt, nur Unterlage für die ausschweifende Fantasie. Ihre Stellung und Körperformung entspricht ägyptischen Plastiken, arabische Schriftzeichen umgeben sie. Und es sind mütterliche Figuren, Liebesideale, die Arme halten sie erhoben, wie um den Meister zu begrüßen, oder um seine Liebkosungen entgegenzunehmen. Diese idealen Frauen kehren überall wieder, hier als Eva neben den Schlangen des Paradieses, dort als Königin der Welt, hier als Hesperidin der Grotten, dort als Turmengel, hier als Venus, dort als geflügelte Sphinx, hier als heilige Jungfrau, dort als primitive Tempeldienerin. Beim Umschreiten des Baus stößt man überall auf Motive, an denen seine Phantasie Nahrung gefunden hat, Motive, die er seinem eigenen Gemäuer einverleibt hat und die als parallele Themen mitwirken, die Säulen vor den Grabkammern der Pharaonen, die babylonischen

bögen, die Moscheen des Islam, die Tempel der Hindu, die Pyramiden der Inka, die Paläste aus Tausendundeiner Nacht, die algerischen Höhlen, die frühgeschichtlichen Vasen und Urnen, die mittelalterlichen Schlösser, die antidiluvianischen Schnecken, die exotischen Tiere, die tropischen Pflanzen, die heidnischen Götter und die Gruppen der Propheten und Evangelisten, und die Wallfahrer zum Heiligen Grab, und die Graalsgrotte, und die Labyrinth und die Katakomben, alles ist im Gebäude seiner Seele verwahrt und verarbeitet. Und in allen diesen Tagen, beim Nachsinnen über das Werk des Briefträgers Cheval, wird das Erlebnis dieser Begegnung reicher und sinnvoller. Ich vertiefe und erweitere mich an dieser Begegnung, so wie man sich bei seltenen Begegnungen mit großen, vollendeten Werken verändert und erweitert. Der Trubel der Außenwelt versinkt beim Gedanken an das schweigende Monument des Briefträgers Cheval in der Stille des südfranzösischen Gartens.

28. Juli bis 4. August 1960.

Der Landbriefträger Ferdinand Cheval, geboren 1836, gestorben 1924, in Hautecombe, Dôme, Südfrankreich. Sein Bauwerk begann er 1879 und er beendete es 1924. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er damit, sich ein Grabmal auf dem Friedhof von Hautecombe zu erbauen. Auch dieses Grabmal hat den selben massoziativen Stil wie sein Hauptwerk.

ANMERKUNGEN

Der Text der ersten Seite und die Marginalien stammen aus JOHANN FISCHART
 »Affentheurlich Naupengeheurlichen Geschichtklitterung, Von Thaten
 und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden
 und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen inn Utopien
 Jedewelt und Nienenreich, Soldan der Neuen Kannarrien und Oudysses
 Inseln: auch Grossfürsten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nidhi-
 burg, und Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein und Niergendheym
 Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworfen: Nun aber über-
 schrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, und ungefäh-
 lich obenhin, wie man den Grindigen laußt, inn unser Mutter Lallen über-
 oder drunder gesetzt.« – Die erste Auflage des Buches erschien 1575.

JULIO CORTAZAR ist im August 1914 in Buenos Aires geboren. Er war lange
 Jahre Professor für französische und englische Literatur an Universitäten
 Argentinien. Colette, Gide, Chesterton und das Gesamtwerk von Edgar
 Allan Poe hat er ins Spanische übersetzt. Er hat ein Theaterstück »Los Reyes
 1949 und die drei Erzählbände: »Bestiario« (1951) »Final del juego« (1952)
 »Las armas secretas« (1959) veröffentlicht. Seine Erzählungen wurden ins
 Englische, Französische und Italienische übersetzt. Im September erschien in
 Buenos Aires sein Roman »Los premios«. Cortazar lebt seit 1951 in Paris,
 wo er als Übersetzer bei der Unesco tätig ist.

MARTA MOSQUERA ist 1921 in Buenos Aires geboren. Sie hat zwei Bücher mit
 Erzählungen veröffentlicht: »La cuarta memoria« (Die vierte Erinnerung)
 und »Manuscrito en el espejo« (Manuskript im Spiegel) (1960). Sie ist Preis-
 trägerin des »Fondo Nacional de las Artes«. Seit 1950 lebt sie in Paris als Jour-
 nalistin und Theaterkritikerin.

OCTAVIO PAZ ist 1914 in Mexiko geboren. Er hat in Mexiko und Nordamerika
 dank eines Guggenheim Stipendiums studiert. Er hat Gedichte, Theater-
 stücke, Erzählungen und bedeutende Essays veröffentlicht: »Libertad bajo
 palabra« 1941, »Aguila o Sol« 1951, »El Arco y la Lira« 1957, »El verano vio-
 lento« 1958. Seine Werke sind ins Französische, Englische und Italienische
 übersetzt. Paz steht seit vielen Jahren im diplomatischen Dienst und hat als
 Botschafter in den wichtigsten Städten Europas und Asiens gelebt. Zur Zeit
 ist er in Paris, wo er an der mexikanischen Botschaft tätig ist.

REINHARD LETTAU ist 1929 in Erfurt geboren, lehrt als Assistant Professor an
 Smith College, Northampton, Mass.

WOLFRAM MENZEL; geb. 1933 in Marienbad, lebt in Gernsheim am Rhein.

Die Bildbeigabe zeigt Ausschnitte aus dem von PETER WEISS beschriebenen
 Garten des Briefträgers Chevalin Biot.

MARGINALIEN

JOHANN FISCHART · WIE GARGANTUWAL DIE ZEIT ANLEGT, WANN SICH REGENWETTER REGT

Nun disen angleichungen hoher Leut, folgt auch unser Discipel Gargantzumal, wan im das Regenwetter den Pass auff dem Feld verlegt: doch mit gutem Rath seins Preceptors übet er sich inn wohlgegründeten zierlichen Künsten, als mit malen, schnitzen, schnetzeln, Wachsbossieren, schindelgebeu visieren, Papirenschiff formiren, eingraben, Kupfferstechen, etzen, formenschneiden, entwerffen, abreissen, Land unn Stätt inn grund legen, Festungen stellen und auffreissen, Bildhauen, austreichen, illuminieren. Oder bracht die alt weiß mit dem Schach und Prettspiel auff die ban, wie Leonicus davon geschrieben, und unser gut freund hat Lascaris getrieben: Und solches nicht on nutz, dann unter dem spielen kamen inen zu sinn die alten Scribenten, die davon meldung getan, unnd Gleichnussen daraus zu nutz gezogen haben.

★

Oder sie giengen auss, oder fuhren herumb etliche künstliche Werck und bünd zubeschawen, wie man die Metall extrahirt und soluiert, scheidet und aussziehet: die Alchemisten, wie sie calcinieren, reverberiren, cimentiren, sublimiren, fixiren, putreficirn, circulirn, ascrudirn, laviren, imbibiren, cohobiren, coaguliren, tingiren, transmutiren, laminiren, stratificiren, den König suchen, den Geist, den lapidem philosophorum, den Mann beim Weib, den entloffnen Mercurium, und per omnes species gradiren, es seien Metall, gemmae, Mineralien, kräuter, säfft, olea, salia, liquores, oder anders: Item wie man falsche Perlein, Edelgestein und Corallen mach; dann auss dem Mißbrauch lehrt man den rechten brauch: der mißbrauch ist aller guter bräuch rost, der sich stets anhängt: also dz auch einer schreibet, Superstitiones seien Religionis Rubigines.

★

Wiewol nun also derselb Tag ohn Bücher unnd Lectur hingiang, gieng er gleichwol nicht on Frucht ab: Dann sie erinnerten sich inn dieser lustigen Wissen, etlicher schöner Verß oder sprüch vom Feldebaw, auß dem Vergilio, Hesiodo, Rustico, Politiano: Clemente Affrico: machten unnd schriben inn ihre Schreibtäflin etliche kurtze lustige Epigrammata zu Latin, unnd übersetzten sie darnach inn Rondeo und Ballade gestalt auff Frantzösisch oder Teutsch, Reimeten umb die wett, dichteten Lieder, auff allerley melodei, erfunden newe bünd, newe dantz, newe sprüng, newe Passa repassa, newe hoppelantz, machten newe Wissartische Reimen von gemengten trey hüpfen und zwen schritten.

Diesem Heft liegen Prospekte der folgenden Verlage bei: Carl Hanser, München – Herder, Freiburg – Günther Neske, Pfullingen – Prestel, München – Franz Steiner, Wiesbaden – Walter, Freiburg.

